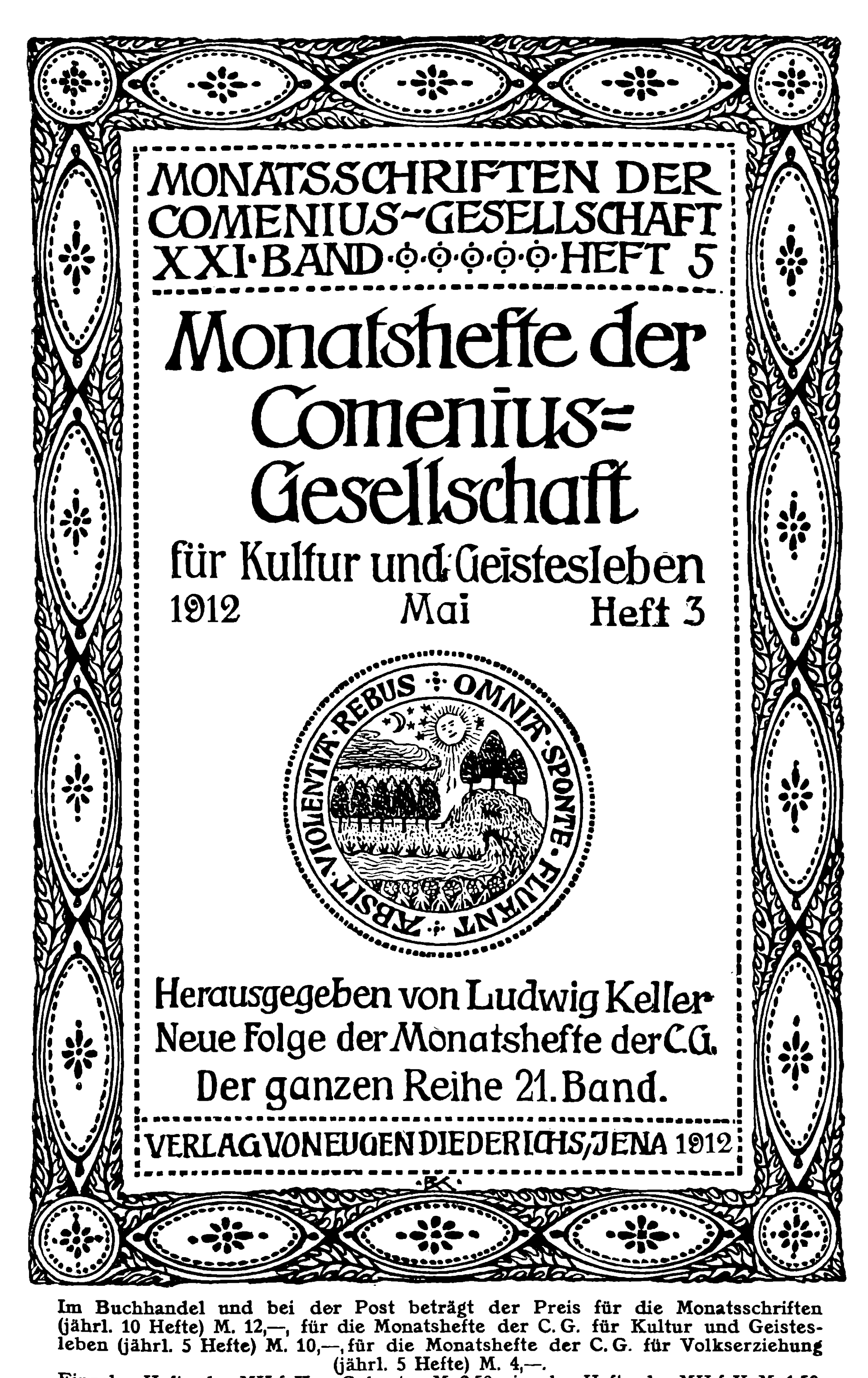


Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Verzeichnis der im Text besprochenen und erwähnten Schriften

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: DR. LUDWIG KELLER
BERLINER STRASSE 22 BERLIN-CHARLOTTBG
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 4 | Mai 1912 | Heft 3

Die Monatshefte der C. G., für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, September und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. – Einzelne Hefte M. 2.50. – Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

ZEUGNISSE ALTTESTAMENTARISCHEN GOTTESBEWUSSTSEINS

Aus dem Psalter

Von Paul Richter

Psalm 1

Wohl dem, der nicht wandelt in gottlosem Rat,
noch tritt auf den Weg, den der Sünder trat,
noch sitzt, wo die Spötter sich setzen!
Wohl dem, der sich labt am Gebote des Herrn
und redet — ob Tag oder Nacht — so gern
von Gottes heil'gen Gesetzen!

Der ist wie ein Baum an Bacheslauf:
Viel schwellende Knospen brechen auf
und duften dem Himmel entgegen.
Und neigt sich der Baum vor der Früchte Gewicht —
kein Blatt doch verwelkt, kein Ast doch zerbricht,
sein Blühen und Fruchten heißt: Segen.

Wer aber dem Ew'gen gelogen die Treu,
der ist wie flüchtende zitternde Spreu
vor des Windes zornigem Wehen.

Ihn hegt der Gerechten Gemeinde nicht,
ihn strafet verdammend des Höchsten Gericht.
So muß er in Schanden vergehen.

Psalm 23

Der Herr ist Hirte mein,
nimmer wird Not mir sein!
Nährt mich auf grüner Au,
führt mich zum Flutenblau,
richtet das Herz mir auf,
leitet mich rechten Lauf —
Ihm nur sei Preis!

Ob ich im finstern Tal
litte des Wanderns Qual,
du bist bei mir!
Du bist der Stecken mein,
ich bin der Wandrer dein,
furchtlos in dir.

Du wirfst mir einen Wall
gegen die Feinde all,
salbest mit Öl mein Haupt,
das mir der Weg bestaubt,
schenkst mir voll Güte ein:
labenden Wein.

Gut's und Barmherzigkeit
folgen mir allezeit,
fern ist mein' Not.
Bleibe im Haus des Herrn
immer — ach! — selig gern
bis in den Tod!

Psalm 121.

Ich hebe meine Augen / zu den Bergen empor,
meinem Flehen neigt sich / väterliches Ohr.
Der die weite Erde, / der den Himmel schuf,
höret meinen leisen / hilfebangen Ruf.
Wird auch deinen zagen / Fuß nicht gleiten lassen,
wird — der schlummerlose — / liebend dich umfassen,

wird die heiße rechte / Hand dir kühl umschatten,
daß des Tags die Sonne / dich nicht kann ermatten,
daß des Mondes Strahlen / nimmer irr dich blenden.
Er — der Herr! — mag gnädig / alles Übel wenden,
mag dir deinen Ausgang, / deinen Eingang leiten,
Er — der Herr! —, von nun an / bis in Ewigkeiten!

DER LETZTE BISCHOF DER BÖHMISCHEN BRÜDER

Ein Lebensbild von Ludwig Keller[1])

1

Es ist kein Zweifel: es gibt viele Männer, deren Namen öfter genannt sind als der des Comenius, viele, die jedem von uns werter und teurer, auch vertrauter sind als dieser, aber es gibt wenige, die durch ihre Geistesrichtung wie durch ihre Schicksale in solchem Maße allen gebildeten Völkern angehören, wenige auch, die trotz klarer Stellungnahme zu den zeitbewegenden Fragen in so geringem Maß Parteimänner gewesen und so sehr in allen Lagern noch heute geschätzt sind, wenige endlich, deren Charakter so rein, deren Schicksale so ergreifend und deren Alter so ehrwürdig war als dieser Apostel des Friedens, von welchem ein neuerer katholischer Beurteiler sagt, daß seine Schriften denen jener altchristlichen Heiligen zu vergleichen seien, die wir noch gegenwärtig bewundern, und von dem der Jesuit Balbin bestätigt, „daß er allen Christen zu Liebe geschrieben habe“.

In seinen letzten Lebensjahren, als er den Untergang der Religions-Gemeinschaft, in der er geboren war, als unabwendbar erkannte, schrieb Comenius eine Schrift, die er das „Testament der sterbenden Mutter“, d. h. seiner Mutterkirche, nannte. Er hat sich nicht getäuscht: die Mutter starb, aber sterbend schenkte sie der Welt einen Sohn, der ihr Andenken unter allen Völkern

[1] Dieser Aufsatz ist seinem wesentlichen Inhalt nach im Beginn des Jahres 1892 in der „Wissenschaftlichen Rundschau der Münchener Neuesten Nachrichten“ zuerst gedruckt worden. Es erschien uns aus verschiedenen Gründen zeitgemäß, an der Hand dieses Artikels den Zeitgenossen das Lebensbild des Comenius von neuem näher zu bringen

erhalten oder, wo es erlöschen wollte, erneuern sollte, einen Sohn, der in seiner Eigenart alle edlen Züge der Mutter widerspiegelte und in dem sich ihr Wesen noch einmal, ehe ihr Licht erlosch, in kraftvollen Zügen zusammenfaßte.

Wer die Geschichte der geistigen Bewegungen des 17. Jahrhunderts lediglich nach den Ereignissen beurteilt, die sich innerhalb der herrschenden Strömungen abspielten, muß mit tiefem Widerwillen gegen den Streit und Hader der Parteien erfüllt werden; wer aber in die Verhältnisse und Bestrebungen eindringt, die sich außerhalb der herrschenden Richtungen geltend machen, der sieht, daß schon damals im stillen Kräfte tätig waren, deren ernstes Ringen dem Frieden der Völker, der Stände und der Konfessionen galt und die unbeirrt durch den Widerspruch und Hohn, mit dem man ihre Hoffnungen als Wahn und ihr Tun als Schwärmerei verlachte, ihre eigenen Wege suchten und fanden. Zu diesen abseits vom Heerwege wandelnden und wirkenden Kräften gehört die Gemeinschaft der böhmischen Brüder, und ihr vornehmster Wortführer war im Jahrhundert des großen Kriegs ihr letzter Bischof, Comenius.

Wenn wir zurückschauend die Bedeutung der Brüder und des Comenius messen, so müssen wir sagen, daß die furchtlose Vertretung des Toleranzgedankens das größte seiner und ihrer Verdienste ist; jene Zeit freilich und die nächsten Geschlechter erkannten weit mehr noch als heute gerade hierin lediglich eine „Narrheit“ und sie wußten an ihm nur die bahnbrechende Tätigkeit zu schätzen, die er als Schulmann durch seine Schriften und seine Berufsarbeit entfaltet hat; die Folge davon war und ist, daß auch noch heute die Mehrzahl seiner Bewunderer ihn lediglich als Begründer der neueren Pädagogik kennt, während man übersieht, daß Comenius selbst sein Apostelamt unter dem Kleinvolke, wie er es nannte, stets nur als Mittel betrachtete für den höheren Zweck, der ihm vorschwebte, nämlich für das Prophetenamt des Toleranzgedankens, dem er diente.

2

Johann Amos Comenius war am 28. März 1592 zu Ungarisch-Brod von mährischen Eltern geboren. Früh verwaist und von den Vormündern vernachlässigt, war der Knabe viel sich selbst überlassen und erhielt nur mangelhaften Unterricht; erst in

seinem 16. Lebensjahre fand er Gelegenheit, die Anfangsgründe des Lateinischen, das damals den Zugang zu allen Wissenschaften öffnete oder schloß, zu lernen, und gereift an Verstand, wie er damals bereits war, empfing er einen tiefen Eindruck von der Mangelhaftigkeit der Lehr-Methode, wie sie damals in den Schulen herrschte. Mit Schmerz und Tränen hat er späterhin, wie er selbst erzählt, an die Qualen gedacht, die ihm die Schule bereitet hatte.

Es war in der Brüdergemeinde seit langer Zeit üblich, daß ihre begabteren Jünglinge die Hochschulen im Reiche besuchten, und waren sie früher vielfach nach Rostock oder Heidelberg gegangen, so war seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Universität, welche Graf Johann der Ältere von Nassau-Oranien im Jahre 1584 zu Herborn errichtet hatte, ein starker Anziehungspunkt für sie geworden: eben hier herrschte damals eine freiere Bewegung der religiösen Gedanken und zugleich eine ernstere Sittlichkeit, als sie anderswo üblich oder erlaubt war, und eben dies entsprach der Geistesrichtung der Brüder in besonderem Maße. Aus allen Ländern kamen damals die Studierenden in der kleinen Stadt zusammen, und es wird berichtet, daß bereits zwanzig Jahre nach der Eröffnung 16 Reichsgrafen und 50 Söhne adliger Häuser in Herborn zu den Füßen der Theologen saßen, welche die Grafen von Nassau dorthin berufen hatten.

Früher, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, empfängt der jugendliche Geist die entscheidenden Anregungen für das Leben, und Comenius bezeugt selbst, daß sein Herborner Aufenthalt — er kam im Jahre 1611, also 19 Jahre alt, dorthin — bei ihm dauernde Eindrücke hinterlassen hat. Unter den Lehrern, denen der junge Mähre nahe trat, nahmen Joh. Heinr. Alsted und Joh. Piscator die erste Stelle ein. Der erstere scheint mehr in den theologischen Anschauungen, die er vertrat — er stellte die Idee des Reiches Gottes in den Mittelpunkt seiner Auffassung vom Christentum und war davon überzeugt, daß dereinst der verheißene Anbruch jenes Reiches kommen werde — als in den pädagogischen auf Comenius gewirkt zu haben; der letztere aber war es gewesen, dessen literarischer Ruf die Blüte der jungen Akademie vornehmlich herbeigeführt hatte und um dessentwillen gerade aus Polen, Böhmen und Mähren viele junge Leute nach Herborn gekommen waren.

In den Augen der herrschenden kalvinistischen Lehrer galten weder Alsted noch Piscator als vollkommen rechtgläubig und der

Entschluß Alsteds, nach Siebenbürgen auszuwandern, scheint mit den Kämpfen, in die er sich deswegen versetzt sah, zusammenzuhängen. Indessen verdient es bemerkt zu werden, daß weder der eine noch der andere Gelehrte den Geist der jungen Männer, die ihnen anvertraut waren, in erster Linie auf die dogmatischen Streitfragen gelenkt hat, welche damals alle theologischen Hörsäle erfüllten, und so sehr die herrschende Theologie über Alsteds Ideen vom Reiche Gottes als über „chiliastische Schwärmereien" spottete und zürnte, so steht doch fest, daß er wenigstens den jungen Comenius auf Bahnen führte, die aus ihm weder einen Klopffechter noch einen Schwärmer, sondern einen Mann von hervorragender Klarheit und praktischer Tüchtigkeit gemacht haben.

Comenius war in der Wahl der Wege, die er einschlug, durch keine Rücksicht auf Eltern und Verwandte gebunden; verlangte auch die Gemeinschaft, in deren Dienst er treten sollte, die Heilighaltung ihrer Überlieferungen, so gewährte sie doch andererseits der freien Entwicklung der persönlichen Überzeugungen weiteren Spielraum, als die bestehenden Kirchen, und sie sah es gern, wenn ihre jungen Gelehrten und Prediger die vornehmsten Sitze der damaligen Bildung besuchten, um sich ein gediegenes Wissen und eine selbständige Überzeugung zu erwerben. Es entsprach daher durchaus den Absichten der Brüder, daß Comenius auch Amsterdam und den Hauptsitz reformierter Wissenschaft im Reiche, Heidelberg, besuchte; am 19. Juni 1613 wurde er in die Universitäts-Matrikel von Heidelberg eingetragen, und hier studierte er gleichzeitig mit andern mährischen Landsleuten, besonders mit einem Mitgliede jenes Geschlechtes der Zierotin, dessen Name auf das engste mit der Geschichte des Comenius verknüpft ist. Wir wissen leider über den Gang, den seine Studien nahmen, über die Gelehrten, mit denen er hier in Beziehung trat, wenig; indessen steht soviel fest, daß seine Neigung schon damals dem Studium der Natur und der Naturphilosophie zugewandt war und es ist merkwürdig, daß der junge Comenius es gewesen ist, welcher damals die Original-Handschrift des Copernikanischen Hauptwerks, der berühmten Schrift De revolutionibus orbium coelestium, durch Kauf in seinen Besitz brachte.

Eine Krankheit, in die er verfiel, beschleunigte den Entschluß der Heimkehr; zweiundzwanzigjährig kam er in die Heimat

zurück und übernahm auf Einladung Karls v. Zierotin das Rektorat der Brüderschule zu Prerau.

Während in den Kirchen ein in sich geschlossener Priesterstand die Führung in der Hand hielt und die fürstliche Gewalt oder der Adel an dieser Führung soweit teilnahm, als es jene für klug und zweckmäßig erkannten, war unter den Böhmischen Brüdern mit dem Priestertum aller Gläubigen voller Ernst gemacht, und der tiefe Sinn für echte Brüderlichkeit, der die Gemeinden durchdrang, hatte stets dahin gestrebt, allen Gliedern nach dem Maße ihrer Gaben tunlichst gleichen Anteil an der Bildung wie an der Leitung zu gewähren. Auch anderwärts war damals bereits die Ansicht erschüttert, daß Kenntnisse und Bildung ein Vorrecht der herrschenden Klassen seien, und es war vielfach ein reges Streben nach Verallgemeinerung der Erziehung bemerkbar; indessen ist nirgends der Grundsatz so folgerichtig aufgenommen und durchgeführt worden, wie hier, daß Alle an allem Wissenswerten gleichen Anteil gewinnen sollten und daß gerade in dieser Beziehung die Menschen mit gleichem Maße gemessen werden müßten.

Die Ziele, deren Verwirklichung für sie ja nur im Kreise der Brüder und auch da natürlich nie vollkommen möglich war, galten ihnen im Grundsatz auch für die Menschheit als Ideale. Die Erkenntnis und die selbständige Beurteilung der christlichen Wahrheit, wie sie sie faßten, war ihr höchstes Bildungsziel; dieses Maß der Bildung aber sollte nach ihrem Wunsche allen Menschen zugänglich werden, und es ist sehr merkwürdig, daß auch hierin jener weitherzige, dem Gedanken der Humanität entsprungene Zug zu Tage tritt, der sie in jeder Beziehung kennzeichnet. Seit alten Zeiten war es ihre Freude gewesen, für den Grundsatz der Freiwilligkeit ihre Stimme zu erheben und überall, wo sie konnten, mehr das Verbindende als das Trennende zu betonen; bei allem Nachdruck, mit dem sie für ihre Denkweise eintraten, war ihnen eine Duldsamkeit eigen, die stets nur auf das Wesentliche der Religion und insbesondere auf die Idee des Reiches Gottes gerichtet war. Für diejenigen, für welche die Verallgemeinerung der Bildung so sehr im Mittelpunkt des Interesses stand, besaßen natürlich die Volkssprachen eine mindestens ebenso große Bedeutung, wie jene Fremdsprachen, vor allem das Lateinische, die den Verkehr der höheren Stände vermittelten. Comenius folgte daher lediglich den Überlieferungen der Väter, wenn er den Sprachen und ihrer Erlernung von

vornherein seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, dabei aber im Unterschied von der Mehrzahl der Gelehrten vor allem auch der Sprache des gemeinen Mannes, den Volkssprachen, die Stellung zu verschaffen suchte, die sie befähigt, als Bildungsmittel für das Volk zu dienen.

Es ist begreiflich, daß er die Vorzüge seiner eigenen Muttersprache preist, aber seine grundsätzliche Stellung zu der Frage tritt darin deutlich hervor, daß er die Bestrebungen jener sogenannten Akademien und Gesellschaften lebhaft billigt, die damals in Italien, Frankreich und Deutschland für die Würde und die Reinheit der Landessprachen kämpften; er erkennt in der deutschen Sprache rühmend die Kraft und Fülle an, die ihr eigen sind, und weist mit Nachdruck hin auf jenen „Unverstand“ und jene „Eitelkeit“, welche das reiche Gewand der deutschen Sprache mit fremden Flicken aufputzen wollen; er lobt die „fruchtbringende Gesellschaft“, die seit 1617 den Kampf dagegen planmäßig aufgenommen hatte und die durch sprachgeschichtliche Forschungen die verloren gegangenen Schätze wieder ausgraben wollte.

Und hier wollen wir nun sogleich den Finger auf einen Punkt legen, der ihm auch abgesehen von seinen sonstigen Verdiensten einen wichtigen Platz in der Geistesentwicklung der abendländischen Völker sichert. Während das offen ausgesprochene Streben aller damaligen Schulmänner, gleichviel, ob sie katholisch oder protestantisch waren, auf die Erlernung der lateinischen Sprache als Bildungsziel gerichtet war und dieser Sprache zu Liebe die Muttersprache grundsätzlich von der Gelehrtenschule ausgeschlossen wurde, ist Comenius es gewesen, der am wirksamsten für ihre Gleichberechtigung in den Schulen gekämpft und sie zur Würde eines Unterrichtsgegenstandes erhoben hat.

3

Die Jahre, welche Comenius in der Heimat zubringen durfte, waren kurz. Die Wendung der Weltlage, welche durch die Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) zu gunsten der spanisch-österreichischen Politik eintrat, traf unter den ersten auch die Gemeinde der Brüder in Mähren: im Jahre 1621 wurde die Stadt Fulnek von den Spaniern niedergebrannt, und unter denen, die alle ihre Habe verloren, befand sich auch Comenius: alle seine Bücher, seine Handschriften, seine Notizen und Ausarbeitungen

waren ein Raub der Flammen geworden, und die Spanier hatten ein furchtbares Ketzergericht gehalten.

Wir können die schweren Schicksale, die ihn und die anderen Vertriebenen trafen, hier nicht im einzelnen verfolgen; noch bis zum Jahre 1627 gelang es den Heimatlosen, in allerlei Schlupfwinkeln Böhmens sich notdürftig zu halten; dann mußten sie in der Fremde, in Polen, neue Wohnsitze suchen. In dieser Zeit der Prüfung entstanden einige tschechische Trostschriften aus Comenius' Feder, die seine schriftstellerische Begabung in das hellste Licht setzten und die an Tiefe und Wahrheit des Empfindens alles übertrafen, was die böhmische Literatur bis dahin an Prosa-Schriften hervorgebracht hatte: bloß durch diese Bücher ward er unter seinem Volke mit einem Schlage ein bekannter Mann.

Man kann das Unglück beklagen, welches über Comenius und seine Brüder gekommen war, aber die schweren Schicksale — auch seine Frau und seine Kinder waren der Not jener Jahre erlegen — hatten für ihn die Folge, daß er erst jetzt in die Aufgaben hereinwuchs, welche ihm bestimmt waren. Er wurde durch die Verbannung aus der Heimat gerissen, dafür aber in weit wichtigere und vielseitigere Beziehungen hineingestellt, ohne die er vielleicht ein berühmter Schriftsteller seines Volkes geworden, sicherlich aber nie zu einer europäischen Berühmtheit geworden wäre. In dem Augenblick, wo die alten Brüdergemeinden in der Heimat untergingen, trug die Verfolgung, der sie ausgesetzt waren, die Funken des erlöschenden Feuers in die Weite, und das Licht, das sie entfachten, zündete kräftiger, als es von Böhmen aus möglich gewesen wäre. Es war eine geschichtliche Fügung, daß der Mann, der die Grundsätze seiner Gemeinschaft der Welt vermitteln sollte, durch seine Begabung wie durch seinen Charakter in gleicher Weise befähigt war, das Amt ehrenvoll zu führen, zu dem er ausersehen war. Nicht sowohl sein eigener Trieb als die Macht der Verhältnisse führte ihn von nun an fast unter alle Völker des Abendlandes, in viele Hauptstädte und zu den berühmtesten Lenkern und Lehrern der Völker, und wenn heute viele Nationen sich beeifern, ein Stück des Mannes für sich in Anspruch zu nehmen, so können sie schon dadurch ein gutes Recht darauf geltend machen, daß ihm fast eine jede längere Jahre unter ihren Volksgenossen Gastrecht gewährt und von seiner Geistesarbeit Nutzen gezogen hat.

Am 8. Februar 1628 kam Comenius zu Lissa im damaligen Königreiche Polen an und übernahm ein Lehramt an der dortigen Schule; es war für ihn, der in erster Linie den Beruf zum Geistlichen in sich fühlte, ein schwerer Schritt, ein Schritt jedoch, der ebenso wie seine Verbannung für ihn eine Staffel zum Weltruhm wurde. Die praktische Tätigkeit, in die er zu Lissa eintrat, wurde für ihn Veranlassung, die pädagogischen Fragen wissenschaftlich zu erörtern, und indem er dies tat, ist er zum Begründer der neueren Lehrkunst geworden. Gerade die pädagogische Bedeutung ist so oft und so eingehend erörtert worden, daß wir sie hier als bekannt voraussetzen dürfen. Nicht in seinem Kopf allein sind die Gedanken erwachsen, als deren Vertreter wir ihn kennen, aber was bei Vives, Campanella, Baco und Valentin Andreae nur keimartig enthalten und zu finden war, hat er in seinem Geist zu voller Klarheit entwickelt, zu einem geschlossenen System verarbeitet und, was das wichtigste ist, zur Anerkennung gebracht unter den Völkern. Die alte Erfahrung, daß kein wichtiger Gedanke in der Welt sich durchzusetzen pflegt, wenn sich nicht Männer finden, die für ihn zu kämpfen und zu leiden willens sind, hat sich auch hier gezeigt; vieles, was längst von früheren Denkern ausgesprochen war, blieb doch so lange ein vergrabener Schatz, bis sich der Mann fand, der Mut und Kraft genug besaß, um die widerstrebende Welt zur Anerkennung zu zwingen.

Die dreizehn Jahre, welche Comenius in Lissa zubrachte, waren die ruhigste und ertragsreichste Zeit seines Lebens; hier reiften seine „Große Unterrichtslehre“, sein Buch über die „Mutterschule“, seine Darstellung der „Volksschule“, sein „geöffnetes Sprachentor“ und anderes — Bücher, die nicht alle in gleicher Weise dauernde Bedeutung gewonnen haben und von denen namentlich das letztgenannte an einer ermüdenden Eintönigkeit und Nüchternheit leidet, die aber doch eine Fülle neuer und wichtiger Gedanken enthalten, auf denen unser Unterrichtswesen im großen und ganzen noch heute beruht. Die Gedanken, welche später der werktätige Pietismus eines Aug. Herm. Francke, ferner Rousseau und Pestalozzi zum Gemeingut der Gebildeten gemacht haben, finden sich hier bei Comenius vielfach bereits in reiferer und durchdachterer Gestalt als bei jenen.

Die sogenannte „Große Unterrichtslehre“ ist das früheste und zugleich das inhaltsreichste seiner pädagogischen Werke, beruhend

auf dem Grundgedanken, daß ein Funken des ewigen Lichtes, gleichsam ein Same des Wissens, der Tugend und der Sittlichkeit in jedem Menschenherzen schlummert, der durch Erziehung zu stufenweiser Entwicklung nach dem Vorbild der Natur gebracht werden kann und muß. Uns ist heute dieser Gedanke sehr geläufig, aber in jener Zeit, wo die Kirchenlehre der strengeren Richtungen mit Vorliebe gerade die Verderbtheit der Natur und aller sittlichen Kräfte zu betonen pflegte, mußte der Begriff der entwickelnden Erziehung bei den Kirchengläubigen auf entschiedenen Widerstand stoßen; es war eine grundstürzende Neuerung, als Comenius unter Zurückweisung jener Auffassung den Satz aufstellte, daß das Licht Gottes, wie verdunkelt auch immer, in jedem Menschenherzen wohne. Erst hierdurch ward jene Achtung vor der Menschennatur und die Idee der Humanität möglich, welche das ganze System des Comenius beherrscht und ihm seine charakteristischen Merkmale aufgeprägt hat.

4

Comenius war in einer Umgebung aufgewachsen, die für ein Wissen, welches unfähig war, die Menschen zu bessern oder ihnen zu helfen, wenig Sinn besaß; tote Gelehrsamkeit, Schulgezänk und Klopffechterei waren ihrer praktischen Art zuwider, und das Studium in Herborn hatte ihn, wie oben bemerkt, in dieser Geistesrichtung lediglich bestärkt. Einem solchen Manne genügte es nicht, Bücher für Bibliotheksfächer zu schreiben, willensstark und klar wie er war, wollte er den Errungenschaften seines Geistes Geltung verschaffen in der Welt, und seine ganze wissenschaftliche Arbeit geht Hand in Hand mit dem Trachten nach praktischer Durchdringung des Wissens und des Lebens, nach der Schaffung fester Organisationen und Formen, in welcher er Träger und Werkzeuge seiner Ideen erkennen konnte.

Und gerade hierin begegnete er sich mit einem gleichgesinnten Zeitgenossen, mit Johann Valentin Andreae, der seine reichen Gaben in den Dienst der schweren Aufgabe gestellt hatte, die Gebrechen der Zeit in Kirche und Schule im Verein mit gleichstrebenden Männern zu bessern oder zu heilen. Um diesem Ziele näher zu kommen, hatte Andreae, wie er selbst erzählt, mit einer Anzahl von Freunden einen Bund oder eine Sozietät gegründet, deren Aufgabe es sein sollte, die „literarischen Götzenbilder zu zerbrechen“, und Comenius wurde im Jahre 1628 in aller

Form Mitglied dieses Bundes und trat dadurch zu allen Freunden, die Andreae im Inland und Ausland besaß, in eine unmittelbare persönliche Berührung, die für den Gang seiner Lebensschicksale und zum Teile auch für seine geistige Entwicklung von großer Tragweite wurde.

Das 17. Jahrhundert war ebenso wie das Mittelalter erfüllt von einem starken Zug auf genossenschaftliche Vereinigung, und eben die Glaubenskämpfe und Verfolgungen schlossen für die Flüchtigen und Verbannten die Notwendigkeit in sich, in festem, brüderlichen Zusammenschluß und gegenseitiger Hilfsbereitschaft Rückhalt und Anhalt zu suchen; es war kein Zufall, daß Comenius eben von Lissa aus sich um die Aufnahme in den Bund des Andreae bewarb und daß Andreae in seiner Antwort auf das „christliche Exil" Bezug nahm, welches die Männer des Bundes über die nationalen Schranken hinweg einige und verbinde. „Daß wir Deutsche, schreibt Andreae, nur Deutsche wählten, war eine willkürliche Bestimmung und ward schon bald geändert. Die gute Sache läßt alle Völker als Genossen zu . ."

Welches waren nun die Genossen, in deren Kreis Comenius damals eintrat? Wir kennen die Namen der einzelnen nicht, aber wir wissen, daß darunter gerade die Männer am stärksten vertreten waren, die sich dem Studium der Natur und der Naturwissenschaften gewidmet hatten und die sich selbst gern als „Naturphilosophen" von den übrigen Philosophen unterschieden.

Nicht zufällig oder von widrigen Winden ist Comenius an dieses Gestade getrieben worden. Der junge Studierende, der in Heidelberg jene Handschrift des Copernikus erwarb, besaß bereits Neigung für die Erkenntnis des Naturgeschehens, und die Vorliebe der sogenannten Mystik für die Natur war ein altes Erbteil der böhmischen Brüder und aller mit ihnen geistesverwandten Richtungen. War es doch eben diese Denkart, die ihn bestimmte, für den Unterricht in den Naturwissenschaften in den Schulen einen größeren Raum zu fordern, als er ihnen bisher eingeräumt war, und die vor allem auch auf seine Unterrichtsmethode, die er der naturgemäßen Entwicklung anzupassen strebte, die nachhaltigste Wirkung ausgeübt hat. Nicht ohne Grund hat man ihn als den Vater der empiristischen Richtung bezeichnet, der er im Gegensatz zur scholastischen Geltung verschafft hat.

Vielleicht die erste Stelle unter diesen Naturphilosophen nahmen die Mitglieder jener sogenannten Akademien ein, aus welchen

im Jahre 1662 die Royal Society zu London hervorgegangen ist, jene freie Vereinigung von englischen und deutschen Gelehrten, deren Namen in den Annalen der Wissenschaft stets mit Ruhm werden genannt werden, vor allem Samuel Hartlieb, John Milton, Robert Boyle, der Schotte John Duruy (Duraeus), der Engländer Christoph Wren, der Pfälzer Th. Haak, der Bremer Oldenburg und andere, fast durchweg Männer, die in die schweren Kämpfe, die die Zeit bewegten, in irgend einer Form verwickelt waren und die in London ein Asyl gesucht und gefunden hatten.

Eben seit den Jahren 1628 und 1629 sehen wir Comenius in Verbindung mit Samuel Hartlieb, einem jungen Deutschen aus Elbing, dessen Vater im Dienste des Königs von Polen gestanden und in Danzig eine junge Engländerin, die Mutter Samuels, geheiratet hatte. Wir wissen nicht, auf welchem Wege die beiden Männer bekannt geworden sind, aber es steht fest, daß nach Comenius eigenem Zeugnis Hartlieb es gewesen ist, welcher ihn „aus dem Dunkel hervorgezogen", d. h. seinen Werken zuerst Verbreitung verschafft und ihm Freunde in England und anderwärts erworben und zugeführt hat.

London war damals ein Ziel der Hoffnungen für alle die, welche nach einer besseren Gestaltung der Verhältnisse der abendländischen Völker strebten. Die obengenannten Männer suchten die Begabteren unter den Gesinnungsgenossen aus allen Ländern an sich zu ziehen, und so erging auch an Comenius die Einladung, nach England zu kommen, wo er für seine Kräfte Raum zur Betätigung finden werde. Gerade die pädagogischen Fragen beschäftigten lebhaft jene „Akademie", und in einem Buch über die Erziehung, welches Milton seinem Freunde Hartlieb widmete, ward auch der Ansichten des Comenius Erwähnung getan.

5

Indessen waren es damals schon keineswegs mehr bloß die Fragen des Unterrichts, die den regsamen Geist des Comenius beschäftigten; er war inzwischen längst auch zu seinen Lieblingsstudien, besonders zur Philosophie, zurückgekehrt und trug sich mit dem Gedanken, ein System der Weisheit und eine Encyklopädie alles Wissenswerten — er nannte das Ganze „Allweisheit" (Pansophia) — mit Hilfe gleichgesinnter Männer zustande zu bringen, dessen Grundgedanken, wie er hoffte, eine allgemeine Anerkennung unter allen Konfessionen und Völkern

finden werden. Der hoffnungsreiche Idealismus, der ihn beseelte, tritt in diesen Plänen deutlich zu tage; die Enttäuschung, die unausbleiblich gewesen sein würde, ist ihm erspart geblieben: das große Werk ist niemals vollendet worden. Für die Ausführung so großer Pläne bedurfte er der Hilfe und Mitwirkung anderer, sowohl der geistigen wie der finanziellen, und indem er sie in England zu finden hoffte, nahm er die Einladung Hartliebs an und traf am 26. September 1641 in London ein.

In der Tat trat das Parlament mit ihm in Verhandlungen, und es schien Aussicht vorhanden zu sein, daß ihm ein Kollegium mit hinreichenden Einkünften überwiesen werde, aber der blutige Aufstand, der damals in Irland ausbrach, sowie der Beginn der Zerwürfnisse zwischen dem König und dem Parlament und der Anfang des Bürgerkrieges vernichteten bald alle Aussichten. Comenius entschloß sich auf eine Einladung eines reichen niederländischen Kaufherrn, Ludwig de Geers, der damals in Norrköping lebte, nach Schweden zu gehen, um womöglich bei der mächtigen Regierung dieses Landes Förderung für seine Pläne zu finden. Die Begegnung, die zu Ende 1642 in Stockholm zwischen Oxenstierna, dem „Adler des Nordens“, und Comenius stattfand, ist weniger bekannt, aber sicherlich für die Geschichte der Geistesentwickelung interessanter als manche „Haupt- und Staatsaktion“, von der die gleichzeitigen Chronisten berichten.

Wir besitzen einen ziemlich eingehenden Bericht über den Verlauf der mehrtägigen Besprechungen, die zwischen beiden Männern stattfanden. Comenius lagen seine philosophischen und reformatorischen Gedanken damals besonders am Herzen. Er trug sich mit Ideen, wie sie später in seinem „Weckruf“ niedergelegt und veröffentlicht sind, Ideen, die auf die Stiftung eines Bundes abzielten, welcher alle Menschen ohne Rücksicht auf Kirche, Nation und Partei umfassen sollte; sein Ziel war, wie er selbst sagt, „auf dem wahrhaft königlichen Weg des Lichtes und des Friedens, dem Weg der Einheit, Einfachheit und Freiwilligkeit“, einen „Tempel der Weisheit“ zu errichten, in welchem die Nationen, die Stände und die Kirchen in Eintracht bei einander wohnen könnten.

Es gelang Comenius nicht, Oxenstierna für seine Pläne zu erwärmen, aber auch Oxenstierna gewann Comenius nicht, sondern dieser wahrte sich seine wissenschaftliche Freiheit, indem er sich

nach Elbing zurückzog und hier mit Unterstützung de Geers, an der Vollendung seiner Werke arbeitete.

Immerhin hielt es Comenius im Interesse der Gemeinschaft, die er vertrat — im Jahre 1648 erhielt er das höchste Amt, das sie zu vergeben hatte, die Bischofswürde aus der Hand der Brüder — für notwendig, mit der führenden nordischen Macht und ihrem ersten Minister in Fühlung zu bleiben und den Wünschen Oxenstiernas insofern Rechnung zu tragen, als er unter einstweiliger Zurückstellung der pansophischen Arbeiten sich wieder der Reform des Schulwesens zuwandte. Er hoffte, wie er später schrieb, daß durch Schweden dem Wüten der „geistigen Schlächterei" ein Ziel gesetzt und den Brüdern die Rückkehr nach Böhmen ermöglicht werde.

Schwerer als manches persönliche Unglück traf ihn dann im Jahre 1648 der Schlag, der alle diese Hoffnungen vernichtete, der Friedensschluß von Osnabrück und Münster, wo zwar den Reformierten infolge des entschlossenen Auftretens des Großen Kurfürsten die bisher vorenthaltene Aufnahme in den Religionsfrieden zugestanden, aber die Gemeinschaft der böhmischen Brüder ausgeschlossen und damit aufgeopfert wurde. Da entstand das „Testament der sterbenden Mutter", jene ergreifende Schrift, die noch heute niemand ohne Bewegung lesen kann. Aber damit war der Kelch der Leiden weder für ihn noch für die Brüder geleert: waren sie auch von nun an Verbannte, so konnten vielleicht doch ihre Kinder und Kindeskinder in Polen eine zweite Heimat gewinnen, aber als sie eben im Begriff waren, sich nach dreißigjähriger Arbeit von neuem häuslich einzurichten, vernichteten die Polen in dem Kriege, den sie im Jahre 1656 unter Führung Opalinskis siegreich gegen Schweden führten, die vornehmste Niederlassung der Brüder, Lissa, von Grund aus und legten die ganze Stadt, auch Comenius' Wohnhaus und gesamte Habe, am 28. April 1656 in Asche. Von diesem erneuten Schlag hat sich die Gemeinschaft nicht wieder erholt; sie war jetzt nicht nur landflüchtig, sondern auch bettelarm geworden, und die Reste, die sich hier und dort fanden, schlossen sich den reformierten Gemeinden im Reiche oder in Polen an.

6

Als müder, gebeugter Mann griff Comenius von neuem zum Wanderstabe. Hatten bisher seine Bücher die Herzen der Zeit-

genossen ihm zugeführt, so waren es jetzt seine Leiden, die ihm unzählige Freunde erweckten, und wenn der Magistrat der Stadt Amsterdam, wohin er im Herbst 1656 sich gewandt hatte, ihm bei seiner Ankunft eine Deputation entgegensandte — eine Ehre, welche die Königin der Meere nur sehr wenigen Auserwählten zuteil werden ließ — so kam darin die Tiefe des Mitgefühls zu einem sichtbaren Ausdruck, das seine Schicksale überall erweckten.

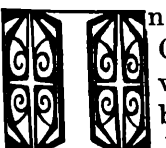
Und er verdiente diese Teilnahme: die Gelehrsamkeit, die Fülle des Wissens, die bahnbrechende Tätigkeit eines großen Geistes kann man bewundern, lieben kann man nur den Mann, der in allen Versuchungen und Stürmen des Lebens die Reinheit der Gesinnung bewahrt, die das Beste und Höchste darstellt, was dem Menschen als Menschen eigen ist. Und gerade hierin steht die ehrwürdige Gestalt des Comenius in ungetrübter Helle vor uns: weder in Verzweiflung noch in Haß, weder in Weltschmerz noch in dumpfem Brüten hat er die Leiden getragen, die ihm bestimmt waren, seine Liebe zu den Menschen und sein hoffnungsvoller, opferbereiter Idealismus blieben auch da ungetrübt, wo seine Seele am tiefsten gequält war und sein kummervolles Herz keine menschliche Hilfe für die Not der Zeit und die eigene erkannte. Ja, selbst seine erstaunliche Schaffenskraft hat ihn nie verlassen: bis zum letzten Atemzug hat er in unermüdlichem Fleiß eine Fülle von Büchern verfaßt und gedruckt, die infolge der Ungunst der Zeiten bis zum heutigen Tag eine genügende Würdigung und Beachtung nicht gefunden haben.

Sowohl die neuere Philosophie wie die neuere Erziehungslehre hat aus der wiedererwachenden Comenius-Forschung unseres Jahrhunderts — ich erinnere nur an die Einwirkungen, die K. Chr. Fr. Krause und Fröbel von dieser Seite her erfahren haben — vielfachen Gewinn gezogen. Der Gedanke war naheliegend, daß weitere Anregungen auch für unser heutiges Geistesleben erwartet werden dürften, wenn es gelänge, diese Studien zu erweitern, zu vertiefen und zu ergänzen.

Manches Treffliche, was er geschrieben und geschaffen hat, ist nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis noch ein ungehobener Schatz, ganz abgesehen davon, daß ein Mann von der Gesinnung des Comenius, dem aller Religions- und Rassenhaß fremd war, gerade heute eine wohltuende und herzerfreuende Erscheinung genannt werden darf.

GRAF HUGO SHOLTO DOUGLAS

Ein Gedenkblatt



n dem nunmehr verewigten Grafen Douglas hat unsere Gesellschaft eins ihrer ältesten Vorstands-Mitglieder verloren. Wir haben es gefürchtet seit dem Augenblicke, da Graf Hugo Sholto v. Douglas vor einem Jahre an der Festtafel ohnmächtig in die Arme des Admirals v. Müller sank, daß diesem arbeitsreichen Leben ein baldiges Ziel gesetzt sei; nun ist er an seinem 75. Geburtstage dahingegangen. Vor fünf Jahren noch war dieser Tag, an dem er vor 70 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, mit wohlverdienten großen Ehrungen gefeiert worden; aber seit sein vortrefflicher ältester Sohn in das Grab gesunken war, hatte er sich nicht wieder erholt. Nun bleibt uns nichts mehr von ihm als das Bild der großen Persönlichkeit.

Selten ist ein Leben so voll Arbeit, Wagemuth und Erfolgen gewesen als das seinige. Graf Douglas hatte den Ehrgeiz großer Leistungen. Und auf welchen Gebieten hat er nicht gewirkt und geschaffen? Er war trotz seiner juristischen und volkswirtschaftlichen Studien Kaufmann geworden und hat auf diesem Gebiete mit richtigem Instinkt fast immer die sichersten Wege gefunden. In hohem Maße besaß er den praktischen Blick des geborenen Geschäftsmannes. Oft erzählte er, wie er ein Drittel des ererbten mässigen väterlichen Vermögens in Bohrungen nach Kali angelegt hatte, wie er dann reichliche Felder gefunden und ausgebeutet hatte. Aber der Zug seines Geistes blieb an äußeren Vorteilen nie hängen, er ging im Gegenteile immer ins Große, ohne jedoch sich in das Uferlose zu verlieren; er arbeitete sofort, nachdem er dem Reiche eine neue Industrie geschaffen, an der Gründung eines Kalisyndikats, und das gelang ihm. Er sicherte damit dem Vaterlande Millionen an Werten, die ohne ihn wahrscheinlich verschleudert worden wären.

Dem Vaterlande! Ja dem gehörte sein volles Herz, wie den Geschäften sein reicher Verstand. Er hat auf den Schlachtfeldern in Österreich und Frankreich für die Ehre und die Ruhe der deutschen Erde gekämpft, er hat dem Hause Hohenzollern eine Liebe und Verehrung gewidmet und bewahrt, wie selten einer von uns, er hat dem deutschen Volke eine nie ermüdende Mühe, Arbeit und Sorge geweiht. Hier liegt die Hauptwirksamkeit seiner späteren

Mannes- und Greisenjahre. Eine gewisse Neigung führte ihn zunächst auf die Förderung der Gesundheitspflege hin. Was er hier teilweise mit Darbietung großer eigener Geldopfer geleistet hat, durch Erziehung des Volkes zur Sauberkeit und zur Mäßigkeit im Alkoholgenuß, durch Darbietung gesunder Stärkungsmittel, durch Einrichtung von Freibetten in den Universitätskliniken usw., das gehört den Annalen der Hygiene an. Hier tat er nicht nur als Abgeordneter, was er konnte, sondern auch als Gutsbesitzer und als Mensch, wo er nur einzugreifen Anlaß hatte, alles aus reinem gutem Herzen. Davon könnte man eine große Menge von Beispielen erzählen. Gegenüber unhygienischen Maßnahmen und naturwidriger Lebensweise konnte der liebenswürdige alte Herr, mit soviel Takt er auch alles betrieb, gelegentlich ernstlich böse werden und schelten bis zur Grobheit. Auf hygienischem Gebiete fühlte er sich eben als Lehrer des Volkes, und auch hier zeigte er ein merkwürdiges Talent: er übertrieb nie.

Doch blieb er auf dieser Grundlage hygienischer Volkserziehung nicht stehen; er ging rasch weiter bis zur Förderung der Volkswohlfahrtspflege überhaupt. Hier fand er von verschiedenen Seiten einen gewissen Widerstand gegen seine weitgehenden Pläne. Man glaubte, den preußischen Staat allzusehr da zu engagieren, wo doch nach Ansicht der allzu vorsichtigen Kommissarien lediglich freie Vereinstätigkeit wirken sollte. Nur die Spitze, das Band wollte man bieten, das Band, das Alles zusammenhielt, weiter nichts; sonst mochten die Vereine tun, was sie könnten. Mit zäher Ausdauer kämpfte Graf Douglas gegen die Verschleppung und Verwässerung seiner Pläne, und er ruhte nicht eher, bis er durchgesetzt hatte, was irgend möglich war. Es war bis in seine letzten Tage hinein sein Schmerz, daß die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, die er geschaffen hatte, so schlecht ausgestattet war, daß ihre Leistungsfähigkeit ernstlich in Frage gestellt wurde.

Trotz seines Reichtums ist Graf Douglas immer der einfache, fromme Mann geblieben, zu dem ihn Erziehung und Neigung gemacht hat. Das bezeugt die Gründung des Trostbundes und die Sammlung seiner Denksprüche. Er war sein Lebelang ein Gottsucher; über das Thema habe ich unzählige Gespräche mit ihm gehabt. Seine ganze Weltanschauung führte ihn in die Richtung der Comenius-Gesellschaft. Deren Ideen und Ziele in Sachen der Toleranz, der Erziehung und der Volkspflege lagen auf seinem Wege. Auf seinen Wunsch habe ich einmal in Ralswiek, abends,

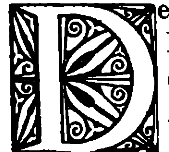
einen Vortrag über die Alleinslehre halten müssen; der Gedanke ging ihm nahe und beschäftigte ihn lebhaft. Aber der echte fromme Anhänger der reformierten Kirche ist er dabei doch immer geblieben, den Glauben seiner Väter hat er mit der Zähigkeit eines Niedersachsen festgehalten.

Einmal habe ich das Thema mit ihm auf einem Spaziergange in dem herrlichen Parke von Ralswiek erörtert: „Was ist das Glück?" Jede materielle Schätzung wies er weit von sich: „Geld ist Dreck", sagte er in seiner drastischen Weise, und Ehren und Würden, mit denen er überhäuft war, schätzte er höchstens nach Gebühr, was sie wert waren. Ich sagte ihm, er suche das Glück in letzter Hinsicht in seinem ungemein glücklichen Familienleben und und in der vielen Liebe, die er sich bei Hoch und Niedrig erworben habe. Auch das war ihm noch zu klein für den Begriff. Harnack hat einst Friedrich Althoff ins Grab nachgerufen: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht". War ihm dieser Geist das Glück? Man sollte den Spruch dem Grafen Douglas wenigstens auf den Grabstein schreiben.

Wolfstieg.

UNGEDRUCKTE BRIEFE DER HERZOGIN ANNA AMALIE VON WEIMAR AN FRAU KAROLINE HERDER

Mitgeteilt von Adolf Kohut



Der in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin ruhende Nachlaß Herders enthält auch den Briefwechsel der Herzogin Anna Amalie mit Karoline Herder. Es sind darunter mancherlei Stücke, die eine Veröffentlichung ihrem Inhalt nach kaum rechtfertigen. Sie sind hier ausgeschieden worden, und wir beschränken uns auf eine Auswahl anderer Stücke, die in verschiedener Richtung Interesse zu bieten scheinen. Ist freilich auch bei diesen das Tatsächliche, das sie enthalten, vielfach nur von geringerer literarhistorischer Bedeutung, so charakterisieren doch die Äußerungen der Herzogin die Beziehungen der beteiligten Personen und die Stimmungen der Stunde, aus denen sie erwachsen sind, so vortrefflich, daß es der Mühe wert ist, ihren Inhalt festzuhalten und der Öffentlichkeit zu übergeben.

Leider ist ein Teil der Briefe undatiert und es haben sich auch keine bestimmten Anhaltspunkte gefunden, um sie unter die übrigen mit einiger Sicherheit einzureihen.

1

Tiefurt, den 18. März 1783.

Da wir auf so lange Zeit durch eine Pestmauer entfernt gewesen sind, so können Sie sich leicht vorstellen, liebe Frau, wie sehr ich mich gefreut habe, einmal wieder etwas von Ihnen zu hören. Der zweite Teil der Ebräisch Poesie[1] hat mich gewiß nicht minder gefreut. Dieses Buch und die jezige schöne Natur können sich sehr wohl miteinander vertragen, da beyde nach meiner Empfindung das schöne Band mit dem Uhrvater aller Dinge desto fester knüpfen.

Komen Sie, liebe Frau, doch bald nach Tiefurt. Sie können ganz dreist kommen. Hier trinkt man aus dem Fluß Lethe, der alle Sorgen vergessen macht und das Andenken im Genuß des Guten und Schönen erhält.

Küssen Sie mir Ihren lieben Kleinen. Ich bin vergnügt mit Ihnen, daß alles so glücklich überstanden.

Leben Sie wohl, liebe Herderin,

Amalie.

2

Neapel, den 29. Juli 1789.

Könnte ich doch der Worte finden, Ihnen, liebe Herderin, meine Freude über die erfreuliche und gute Nachricht auszudrücken, die Sie mir geben, daß unser guter Herder bey uns bleibt. Im Stillen hatte ich es immer gehofft, weil ich es wünschte und weil ich meinen Sohn kenne, der gewiß alles anwenden würde, einen solchen Mann, der dem Lande so viel wesentlichen Nutzen geschafft hat, nicht aus seinen Händen zu lassen. Es sey der gute Genius gesegnet, der ihm so standhafte und liebreiche Gesinnung beygegeben und ihm uns erhalten hat. Ach möchte ihm der Genius nie verlassen und es ihm nie, nie gereuhen[2].

Ihr liebes und gutes Herz, liebe Herderin, macht, daß Sie für Dinge dancken und ihnen einen Wert beylegen, wo nichts darüber zu sagen ist. Daß ich Ihren Mann von jeher geschätzt und geliebt habe, ist gewiß, daß ich es ihm nie habe beweisen können, sind

---

[1] Gemeint ist das große, leider unvollendet gebliebene Werk Herders, der zweite Teil „Vom Geist der Ebräischen Poesie" (Dessau 1782/83), von dem Haym mit Recht rühmt, daß es für die Kunde und das Verständnis des Orients Ähnliches geleistet, wie Winkelmanns Schriften für das Kunststudium und die Archäologie. — [2] Um jene Zeit erhielt Herder eine sehr ehrenvolle und vielverheißende Berufung als Universitätsprofessor nach Göttingen und war anfänglich entschlossen, um all dem Hof- und Konsistorialärger In Weimar zu entgehen, nach Göttingen zu übersiedeln. Aber sowohl Goethe wie der Herzog boten alles auf, ihn zum Bleiben zu veranlassen. Karl August bezahlte seine Schulden, besserte sein Gehalt auf und machte ihm für die Zukunft tröstliche Verheißungen

die Umstände daran schuld gewesen; da ich Gelegenheit hatte und mehr imstande war, es zu tun, vollführte ich es mit wahrer Freude und daß mir zu meiner eigenen Befriedigung, als daß ich Danck für haben wollte.

Mir fehlte er hier sehr und wünschte, daß er noch bey mir wäre. Sagen Sie ihm, daß ich morgen nach Pästum gehe und das bey dem schönsten Wetter von der Welt und solte ich wieder so glücklich seyn, einen schönen Traum zu haben, wolte ich ihn ihm schicken, damit er wieder eine schöne Blume aus ihm ziehen könnte.

Büry und Hirt, die von Rom gekommen sind, werden mich begleiten. Da nun das Wetter kühler geworden, werde ich von neuem alle die Gegenden, die ich mit dem guten Herder genossen habe, wieder genießen; man kann sie sich nicht genug zu eigen machen, zumal da eine Zeit komt, wo man sie auf immer verläßt und dann kome ich und teile mit meinem Freunde das Wenige, was ich hin und wieder mir zugeeignet habe. Tausendmahl küsse ich Sie, liebe Herderin, und tausend Grüße den lieben Mann und die lieben Kinder Ihre Amalie.

Verzeihen Sie, liebe Herderin, das Geschmiere, ich bin umringt von verschiedenen Künstlern, die mir keine Ruhe lassen, was Gescheites zu schreiben.

3

Tiefurt, den 20. Juli 1791.

Sie hätten mich mit nichts mehr erfreuen können, liebe Herderin, als mit Ihrem lieben Andencken, da Sie mir so gute und vergnügte Nachrichten von der Gesundheit Ihres lieben Mannes geben, an welchem, wie Sie überzeugt sind, ich den wärmsten und aufrichtigsten Anteil nehme. Ich freue mich gewiß mit Ihnen recht herzlich, daß die teutsche Nymphe ihre schuldigste Pflicht erfüllt[1], indem sie Ihren lieben Mann mit Gesundheit und Heiterkeit uns wiedergeschenkt.

In wenigen Tagen reise ich nach Quedlinburg, um meine alte 70 jährige Mutter noch einmahl zu sprechen. Ich hoffe, daß ich Sie, liebe Herderin, bey meiner Rückkunft hier finden werde. Mein längster Aufenthalt wird höchstens von 14 Tagen seyn.

Bei uns ist das Wetter auch sehr naß und feuchte gewesen. Für die Vegetation mag es sehr gut seyn, denn sie gedeihen vortrefflich, hingegen sind die Menschen zu Schwämmen beynahe geworden. Seit einigen Tagen haben wir sehr schönes, aber auch sehr feuchtes Wetter.

Meine Gesundheit ist gut, hingegen die von der Herzogin[2] setzet mir in sorgen. Alle Abend bekomet sie ein Fieber, welches ihre Nerven sehr schwächt. Durch vieles Bitten habe ich's dahin ge-

---

[1] Herder hatte in Bad Pyrmont Erholung und Gesundung von seinem Leberleiden gesucht. Wurde er auch nicht ganz hergestellt, so wurden doch seine Schmerzen durch den Gebrauch der Bäder vielfach gemildert. — [2] Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, ihre Schwiegertochter

bracht, daß Hußka darf zu ihr kommen, um sie zu beobachten und mit dem Hofrat Starcke täglich zu korrespondieren. Das warme Wetter kommt der Herzogin sehr zu statten, da sie alle Tage in den Park etwas geht.

Eben sagt mir August, daß Sie später kommen werden, als Sie es willens waren und daß eine Erkältung, die sich Ihr Mann zugezogen, schuld daran wäre. Liebe Herderin, behaupten Sie doch Ihre weibliche Autorität über den Herrn Ehegemahl und halten ihn mehr in Ordnung, daß er nicht zu leichtsinnig mit der Nymphe umgeht, die Schönen sind zuweilen tückisch und vergessen nicht leicht wen man ihnen ungehorsam ist.

Erlauben Sie, beste Freundin, daß ich mich zu Ihrem Manne wende.

Die Zufriedenheit und Liebe, womit Sie, lieber Herder, gegen mir von der teutschen Nymphe sprechen, welche Sie so liebreich Empfangen hat und durch ihr wohltätiges Wesen Ihnen Ihre Gesundheit und Frohen Mut wieder geschenkt hat, ist mir gewiß das liebste und Angenehmste, was Sie mir hätten melden können und freue ich mich sehr, Ihnen aus der Umarmung dieser Nymphe vergnügt und froh bald wieder zu sehen. Doch bitte ich Sie, lieber Herder, sich nicht zu geschwinde auf die Beine zu machen.

Vermutlich werden Sie unterwegens Goethe antreffen, der auf Befehl meines Sohnes nach Koblenz geht[1]. Von politischen Nachrichten werde ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Sie sind ja an der Quelle, wo dieses Unkraut seine Wohnung findet. Also, lieber Herder, will ich ganz davon schweigen und Ihnen und Ihrer lieben Frau ein liebes Lebewohl sagen

Amalie.

4

Tiefurt, den 27. Juli 1796.

Daß Sie, liebe Herderin, wieder einmal Ihre Stimme haben hören lassen, ist mir gewiß sehr angenehm gewesen und das Andenken von dem lieben Manne, für welches ich ihm recht sehr Danck sage, ebenso lieb, den recht lange habe ich nicht von Ihnen gesehen und beynahe hätte ich geglaubt, daß Tiefurt und seine Bewohner ganz bey Ihnen vergessen wären.

Frieden bekommen wir gewiß balde, aber was für einen, das lasse ich den Göttern hingestellt seyn. Von dem rühmlichsten wird er wohl nicht seyn. Komen Sie nur bald zu mir und lassen Sie uns sagen, wen Sie einmal den Mittag bey mir essen wollen.

Haben Sie den gar keine Nachrichten von August, er ist ja für mich ein lebendig Toter.

Leben Sie wohl, liebe Herderin. In Tiefurt ist Friede und Ruhe.

Amalie.

---

[1] Im Gefolge des Herzogs Karl August beteiligte sich auch Goethe an dem Feldzug nach Frankreich, der bekanntlich sehr jämmerlich endete und vom Dichter eindrucksvoll beschrieben wurde

5

Montag, 1797.

Wie sehr dancke ich Ihnen, liebe Herderin für die schöne und meisterhafte Rezension. Sie ist ihrem Autor ganz würdig, der die Kunst mit Humanität betrachtet und nicht willkürlich mitspielet. Ich hoffe, daß Sie als würdige Helfte des Generalsuperintendenten einstimmen werden?

Hier ist auch ein Brief von unserem August, den ich vor ein paar Tage bekommen habe.

Der Arme von Tockenburg gefällt uns sämtlich und macht viel Vergnügen.

Amalie.

6

Tiefurt, den 13. August 1802.

Nichts konnte mich mehr freuen, liebe Herderin, als die Nachrichten, die Sie mir geben von Ihrer glücklichen Ankunft und von der Hoffnung, daß unser lieber Herder seine Gesundheit an der gesegneten Quelle findet und uns hoffen läßt, daß sie ihn in seiner vollen Kraft uns wiederschenken wird. Das schöne, aber sehr heiße Wetter, was wir haben, wird auch das seinige beitragen. Amen!

Ich erinnere mich sehr wohl der Madame Sales, daß sie mit ihrem angenehmen Gesange sehr erfreut hat, als ich in Koblentz bey der Madame Laroche war. So auch alle die schönen Gegenden, die ich damals mit munterem und fröhlichen Herzen genoß. Schöne Reminiszenzen sind wohl das Beste, was man von seinem Leben hat, kein Mensch kann sie uns nehmen.

Der Professor Baggesen[1] ist bey uns gewesen. Ich habe ihn sehr zu seiner Avantage verändert gefunden. Auch Wieland fand, daß er ruhiger und gesetzter geworden.

Ich finde mich noch immer im Tal der Ruhe und sehe die Welt mit Gleichgültigkeit an, was verdient sie denn mehr! Wir werden ganz umzingelt von Preußen — das Herz blutet über die Zersetzung des armen Teutschlands. Wird es besser und glücklicher? Die Zeit wird das lehren. Geduld!

Meine kleine Gesellschaft läßt sich Ihnen empfehlen. Der alte Wieland ist auf ein paar Tage nach Osmannsfeld gezogen, um ein zu Ernten.

Die guten und fröhlichen Nachrichten von unserem August sind wohl von der Beschaffenheit, daß sie das Herz der Eltern fröhlich machen und vieles zur Gesundheit beytragen werden. Wie sehr ich mich über den jungen Menschen freue, kann ich nicht sagen. Ich sehne mich nach ihm, um ihn wiederzusehen. Wie muß es seinen lieben Eltern zu Mute seyn, einen so braven Sohn zu haben!

Gott segne Sie alle.

---

[1] Jens Baggesen, ein einst gefeierter dänischer und deutscher Dichter — geboren 15. Februar 1764 in Korsör und gestorben am 3. Oktober 1826 zu Hamburg — lebte abwechselnd in Deutschland, Frankreich und England

Jetzt will ich schließen, Ihnen, liebe Herderin, keine lange Weile zu machen, auch kann ich fast nicht mehr, denn ich size hier im Schweiße meines Angesichtes und kann kaum atmen vor Hitze.

Also Adio. Alles Gute und Schöne wünsche ich Ihnen und daß Sie alles mit heiterem Herzen genießen mögen.

Amalie.

7

Weimar, den 26. October 1802.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen, liebe Herderin, schuldig für alle liebenden und wohlwollenden Wünsche, die Sie für mich tun am vorgestrigen Tage[1]. Ich fühle es zu sehr, daß sie aus Einem edlen und warmen Quelle entspringen, darum mir auch so unendlich schmeichelhaft sind und sie so annehme, als ein wahres Geschenk des Himmels, von guten Menschen geliebt zu werden.

Der schöne Calender, den ich eben auch von Ihnen bekommen habe, ist auch nicht minder ein Zeichen ihrer Freundschaft, daß es mich auch heute wieder glücklich macht.

Mit der Ariadne will ich heute meinen lieben Wieland regalieren. Wie glücklich wäre ich, Ihnen überzeugen zu können, wie sehr ich Ihnen und den lieben Mann attachiert bin.

Indessen bleibe ich stets Ihre alte Freundin

Amalie.

8

Tiefurt, den 16. November 1802.

Meine Segen und Wünsche folgen dem guten und lieben Herder auf allen Wegen und Stege nach, daß der Himmel ihm und seiner Teuren die Gesundheit lange möge erhalten zur Freude seiner liebenswürdigen Familie und für seine Freunde, worunter ich gewiß mich eine von den ersten rechne, Zutrauen auf Gott bringt Segen. Amen.

Ich wünschte auch, daß Ihre kleine Reise, die sie vorhaben, liebe Herderin, zum besten Ihrer und des Rinaldos ausgeführt wird und wünschte ich Ihnen besseres Wetter und auch, daß Sie bald zu mir komen.

Indessen bin ich auch stets die Ihrige auf ewig.

Amalie.

Mögen nun einige undatierte Briefe der Herzogin an ihre Freundin folgen.

9

Liebe Herderin! Durch Ihr Zutrauen, mich Pathenstelle bei Ihrem kleinen Sohn vertreten zu lassen, haben Sie mir schon eine große Freude gemacht, machen Sie mir auch die, diese Kleinigkeit von mir anzunehmen und seyen Sie versichert, daß ich gern fühle,

[1] Es handelt sich um einen Glückwunschbrief Caroline von Herders zu dem Geburtstage der Herzogin: 24. Oktober

wie groß die Verbindlichkeit, die Sie hierdurch auferlegen Ihrer besten Freundin

Amalie.

10

Goethe solte Ihnen, liebe Herderin, recht viel Dank wissen, daß Sie in seine „Natürliche Tochter"[1] eine so feine und Schöne Allegorie hineinlegen und er könnte nichts mehr wünschen, als für ein solches Publikum zu schreiben, als das Ihrige, Aber leider sind Wenige, die so rein und Edel fühlen als Sie, liebe Herderin, und darum auch sich bei Ihnen alles verschönert, alles was Sie sehen und fühlen. Bis jetzt ist es nur ein tiefverschleiertes und volles Geheimnis, daß man nur alles erraten muß und den 2. Teil erwarten, um es zu entschleyern. Bis dato wissen wir nicht, was der König ist und wo er König ist und so ist es fast mit allen Personen, und der Ort, wo diese Personen auftreten, ist auch unbekannt. Es soll ein estethisches neues Theaterspiel seyn.

Was Goethe über den Ehestand und Liebe sagen läßt, ist wunderschön, auch mag Ihnen, liebe Herderin, das viel bestochen haben.

Vieleicht daß diese Woche mir Gelegenheit giebt, Ihnen bei mir zu sehen, um mir von diesem Stück zu sprechen. Doch behalten Sie Ihre Illusionen, wenn ich auch neidisch bin, daß ich nicht im standen bin, meiner Imagination zum Schönen zu lenken.

Tausend liebe Sachen sagen Sie von mir an Ihren lieben Mann.

Amalie.

11

Ich kann Ihnen, liebe Herderin, nicht genug sagen, wie sehr ich mich mit Ihnen freue über Emil[2] seine Hoffnung, in meinem Vaterlande Dienste zu finden. Es gibt sehr gute Stellen da. Sie wissen wol nicht, auf welchen Forst er bestimmt ist, ob er vieleicht auf den Harz oder in Blankenburg eingestellt werden wird. Der Himmel segnet Ihnen und tröstet Ihnen in Ihre Kinder; er nimmt viel, aber er gibt auch manches Tröstende. Bleiben Sie hübsch gesund und komen Sie bald wieder zu mir.

Amalie.

12

Mit vielem Dank schicke ich Ihnen, liebe Herderin, die Vorrede vom „Füchslein"[3] wieder, wenn sie so viel bewürckte, daß die Mädchen nicht alzu leichtsinnig zur Ehe schritten, so solte man ihm eine Ehrenpforte errichten. Hierbei liegt ein kleiner Brief für unsern August, welchen ich bitte zu besorgen.

Amalie.

[1] Wie man weiß, hat in der im Jahre 1803 erschienenen „Natürlichen Tochter" Goethe in der Dichtung noch einmal die Erscheinungen der französischen Revolution wiedergespiegelt. Wohl wegen der unklaren und unabgeschlossenen Handlung hat das Werk die widersprechendsten Urteile bei dem Publikum gezeitigt, obwohl Goethe in der Heldin Eugenie einen besonders anziehenden und eigenartigen Frauencharakter uns vorführt. — [2] Der schon genannte Sohn des Herderschen Ehepaares. — [3] Das bekannte Werk Jean Pauls

13

Ich übersende Ihnen, liebe Herderin, die Fortsetzung meiner kleinen Reisebeschreibung, um die Lücke, welche durch die Abreise unseres August in Ihrem Hause geschehen ist, einigermaßen auszufüllen. Vieleicht dient sie das Gemüthe des Vaters durch die Erinnerung aufzuheitern. Ihr liebes Schreiben ist für mich alzu schmeichelhaft und zeugt mehr von Ihrem guten Herzen als von inneren Wert der Sache.

Amalie.

14

So sehr es mir leid tut, Ihnen und den lieben Mann heute Abend nicht bei mir zu sehen, so freue ich mich doch, daß Sie jetzt in den schönen Frühlingstagen in einer schönen Gegend als Illmenau die Natur in ihrer Jugend genießen werden. Ich wünsche Ihnen samt und sonders recht viel Genuß und frohe Stunden. Viele Grüße an Knebels[1]. Ihre Gegenwart wird hoffentlich immer mehr beitragen, daß die beiden Exzentrischen Eheleute immer besser lernen werden, sich zu vertragen.

Auch danke ich Ihnen, liebe Herderin, für die Mitteilung des Aufsatzes Ihres jungen Haus Medikus, welcher so verständlich und so deutlich dargestellt ist, daß man einen Appetit nach der wohltätigen Medizin bekomt.

Leben Sie wol und glücklich und bringen Sie recht viel mit von der Phosphorsäure. Amen.

Amalie.

15

Hier, liebe Herderin, schicke ich Ihnen einen Brief von unserem August.

Billig hätte ich Ihnen, liebe Frau, früher danken sollen für die hübschen und lieblichen Gedichte, die Sie mir haben wollen verehren an meinem Geburtstage; sie sind mir gewiß recht lieb und wehrt, weil sie mir ein Beweis sind von Ihrer großen Liebe, die mir schätzbar ist und in der Rücksicht nehme ich sie an mit viel Dank.

Das beiliegende Buch werden Sie oder Ihr lieber Mann so gut seyn, in meinem Namen dem alten Gleim[2] zu schicken.

Ihre Amalie.

16

Mit vielem Vergnügen habe ich aus Ihrem lieben Billet gesehen, daß Sie, liebe Herderin, und Ihr lieber Mann glücklich zurück-

---

[1] Gemeint ist der der Herzogin, dem Herzog Karl August und dem Weimarischen Hofe so nahe stehende Dichter Karl Ludwig von Knebel; er war mit der Kammersängerin der Herzogin Luise Rudorf, der Tochter eines Husaren-Rittmeisters, verheiratet. Die aus Liebe geschlossene Ehe war reich an höchst dramatischen Auftritten. — [2] Mit dem Dichter Johann Wilhelm Gleim, dem Kanonikus von Halberstadt und Gönner und Wohltäter junger aufstrebender Talente, stand die Herzogin Amalie in einem regen Briefwechsel

gekomen seyn; auch ich verlange sehnlich, daß Sie mir einmal nach einer so langen Abwesenheit mit Ihrer Gegenwart erfreuen werden und ich hoffe, daß Ihr Haus Doktor alle seine Kunst anwenden wird, Ihnen in den Stand zu setzen, daß ich bald das Vergnügen genießen werde, und nennen Sie einen Tag, der Ihnen und den lieben Mann am bequemsten ist und mir ihn ganz zu schenken.

Die Einsiedeln ist seit gestern bei mir, ebenso lustig als sonst. Die Ihrige. Amalie.

17

Ich bin diese Tage so geschäftig gewesen mit Freunde und Einheimische, daß ich Ihnen meine Freude über das Glück unseres lieben August nicht habe beweisen können. Sie kennen mich, wie sehr ich an Ihr liebes Haus attachiert bin und ich notwendigerweise den innigsten Anteil an dem, was Sie betrifft, jederzeit nehme.

Der Herzog, welcher das Gute zu unterscheiden weiß, konnte nicht anders handeln.

Leben Sie wol. Genießen Sie Ihre Freude bei der schönen Jahreszeit, die Sie in so vollem Maße verdienen.

Amalie.

18

Liebe Herderin, wie steht es mit der Gesundheit Ihres lieben Mannes? Hoffentlich besser. Ich schicke ihm hier einige Inscriptions von unserm guten und lieben Erzbischoff[1], die er gemacht hat bei der Anwesung der Königlichen Famillie zu Tarent, als man die Braut des Erbprinzen da erwartet hatte.

Er wünscht einiges davon, die man hier für die besten hält, in einem Teutschen Journal gedruckt zu sehen.

Ich überlasse Alles den Einsichten Ihres Mannes, was er für gut findet, das soll geschehen.

Leben Sie und der gute Mann wol.

Amalie.

ZWEI JUBILÄEN

Ein Beitrag zur religiösen Zeitgeschichte

Es gibt für alle menschliche Vergesellschaftung keine wichtigere Frage als die, ob es sich um Verbände handelt, die auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit beruhen oder ob das Prinzip der Zwangsgewalt das Ganze beherrscht, und es ist fraglos, daß die freiwillige Vergesellschaftung als die höhere Form anzusprechen ist. Wenn man die Entwickelung dieser Organisationsform näher prüft, so erkennt man, daß das Christentum bis zum 4. Jahr-

[1] Gemeint ist der Erzbischof Dalberg von Mainz

hundert, wo es durch Kaiser Constantin zur Staatskirche gemacht wurde, auf dem Grundsatz der freiwilligen Vergesellschaftung aufgebaut war: die ältesten Christen betrachteten nur solche als Mitglieder, die kraft freien Entschlusses ihren Beitritt vollzogen hatten, Unmündige oder durch Zwang beigetretene Personen erkannten sie dagegen nicht als Brüder und Schwestern an. Die Staatskirche hat seit ihrer Errichtung die Anhänger dieser altchristlichen Überzeugung, die als Wahrzeichen die Taufe der Erwachsenen beibehalten hatten und die sich Brüderschaften, nicht aber Kirchen nannten, verfolgt, und durch alle Jahrhunderte zieht sich der Kampf der Kirche wider diese „Ketzer“.

Als die Waldenser nach blutigem Ringen niedergekämpft waren, nahmen im 15. Jahrhundert die böhmischen Brüder, deren letzter Bischof Comenius war, den Kampf auf. Im Zeitalter der Reformation ist es das sogenannte Täufertum gewesen — die also genannten Richtungen nannten sich selbst anfänglich nur Christen und Brüder —, das durch die Festhaltung altchristlicher Grundsätze sich in den schärfsten Widerspruch zum Staatskirchentum stellte und das infolgedessen die ganze Wucht des Anpralls von Staat und Kirche über sich ergehen lassen mußte. So groß aber auch die Übermacht war, so haben sich doch die im 16. Jahrhundert erwachsenen Täufer-Gemeinden fast in allen großen Kulturländern zu behaupten vermocht und unter wechselnden Namen, in England und den Vereinigten Staaten als Quäker, in Deutschland als Mennoniten, in den Niederlanden als Taufgesinnte, in der Schweiz als altevangelische Gemeinden eine gesicherte Stellung erworben[1]; auch die Unitarier haben einen verwandten geschichtlichen Ursprung und die Baptisten, die später entstanden sind, berühren sich mit den älteren Zweigen in wichtigen grundsätzlichen Fragen.

Trotz vielfach abweichender Glaubensüberzeugungen tragen alle diese Gemeinschaften den Stempel starker innerer Gleichartigkeit; alle diese Richtungen lehnen jeglichen Bekenntniszwang grundsätzlich ab, alle sind Gegner jedes staatlichen Zwanges in Glaubenssachen und fordern die Trennung von Staat und Kirche, alle

[1] Einer ihreer vornehmsten Wortführer im 16. Jahrhundert war der im Jahre 1527 zu Basel verstorbene Johann Denck, dessen Leben und Anschauungen wir in dem Buche „Ein Apostel der Wiedertäufer“, Leipzig, S. Hirzel, 1882, behandelt haben

stellen die Liebe und die aus der Liebe fließende Tat höher als den Glauben, und alle betonen den Grundsatz der Freiwilligkeit, auch insofern, als sie nur in denen volle Glieder ihrer Brüderschaft erkennen, die auf Grund freien Entschlusses als Erwachsene ihren Anschluß vollzogen haben[1].

Diese alten Verbände, die im 17. Jahrhundert in England und Amerika ihre Ideale teilweise zur Herrschaft gebracht haben, sind auf dem Festlande die ersten organisierten Vertreter des Toleranzgedankens und der Humanität gewesen, und auch wenn sie keine anderen Verdienste besäßen, müßte man sich wundern, daß die meisten Geschichtsschreiber, nachdem Gottfried Arnold vergessen war, sie bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein mehr oder weniger vernachlässigt haben.

Seit dreißig Jahren aber ist in dieser Richtung ein starker Umschwung erkennbar, und wir haben in diesen Heften seit vielen Jahren darauf hingewiesen[2], daß sich auch unter den Kirchenhistorikern der deutschen Universitäten die Stimmen mehren, die eine veränderte Anschauung erkennen lassen.

Die veränderte Stellungnahme der öffentlichen Meinung hat in den letzten Jahren auch in einigen Organen der kirchlichen Presse Ausdruck gefunden, und die „Christliche Welt" hat dieser Strömung häufiger ihre Spalten geöffnet[3]. In Nummer 52 des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlicht nun Walther Köhler, Professor der Kirchengeschichte in Zürich, einen Aufsatz, der sich unter dem Titel „Zwei Jubiläen" — es ist das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Taufgesinnten Sozietät" in Amsterdam und die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der „Vereinigung der Mennonitengemeinden im Deutschen Reich" gemeint — mit den alten Täufergemeinden eingehender beschäftigt.

Die beiden Vereinigungen, die hier genannt sind, sind aus dem Bestreben hervorgegangen, die in großer Selbständigkeit erwachsenen und durch den Jahrhunderte lang dauernden Druck an der Schaffung größerer Verbände verhinderten Einzelgemeinden

[1] Näheres bei Keller, Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Vortrag, gehalten zu Berlin 1887. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1887.
[2] MH. der C. G. Bd. 17 (1908) S. 247 ff. und öfter. [3] Im Jahre 1911 hat die „Christliche Welt" in Nr. 37—41 eine Artikelreihe über Caspar Schwenkfeld und später auch über Sebastian Franck gebracht, und zwar aus dem Grunde, weil, wie der Herausgeber D. Rade sagt, diese Bewegungen gegenwärtig ein besonderes Interesse verdienen

organisatorisch zusammenzufassen. Die wichtigere Vereinigung ist die erstgenannte, die unter der Führung von Prof. D. Cramer in Amsterdam steht und viel Gutes geschaffen hat. Zu Ende September v. J. fand die Feier statt und sie gab Gelegenheit, die niederländischen Führer mit den deutschen Vertretern, die nach Amsterdam geeilt waren, näher zusammenzuführen.

Dem niederländischen Beispiel folgte eine Anzahl der deutschen Gemeinden im Jahre 1886 durch die Bildung einer „Vereinigung“, die sich aus bescheidenen Anfängen heraus unter Führung der Herren O. von Beckerath (Crefeld), Anton Claassen (Hamburg), H. G. Mannhardt (Danzig), J. G. Mannhardt (Hamburg), Chr. Neff (Weierhof bei Mannheim), H. van der Smissen (Altona) gegenwärtig eines kräftigen Aufschwungs erfreut und die bemüht ist, den Geist weitherziger und duldsamer Religiosität aufrecht zu erhalten, der seit vierhundert Jahren das Erbteil dieser deutschen Dissentergemeinden bildet.

Die Täufer, sagt Köhler, kennen keine Staatskirche, keine Rechtsgemeinschaft, keine Zwangsgewalt; sie kennen nur Gemeinden in strenger Anpassung an das altchristliche Gemeindeideal. Daher stammt die Erwachsenentaufe und die Scheu vor dem Eide, daher auch ihre Auffassung vom Staate, in dem sie, sofern er Zwangsgemeinschaft ist, die höchste Form des Gemeinschaftsideals, wie es ihnen im Vorbilde der F a m i l i e vorschwebt, nicht erkennen können.

> „Nun haben freilich“, fährt Köhler fort, „im Laufe der Jahre die Nachkommen der Täufer an den alten Idealen manches abgebrochen; es ist die gegenwärtig wichtigste Aufgabe der Täuferforschung, historisch diesen Umwandlungsprozeß, die ‚Preisgabe der Apolitie‘, wie T r o e l t s c h es nannte, die Etablierung der Täufergemeinden auf dem Boden der modernen Gesellschaft klar zu machen: die Mennoniten anerkennen heute den Staat, sie leisten die Militärpflicht (vielfach freilich in der Form des Lazarettdienstes), werden gar Reserveoffiziere, beteiligen sich am modernen wirtschaftlichen und kulturellen Leben, sehr intensiv sogar; sie schaffen in Rußland oder in Preußen als Kolonisten Hervorragendes. Die Eidweigerung und Erwachsenentaufe sind geblieben, werden aber sehr gerne nicht wohl biblisch-supranatural als vielmehr von modern-juristischen Bedenken, bei der Taufe von den modernen Erörterungen über die Konfirmation aus gerechtfertigt. In ungeschwächter Kraft aber steht fest die Verneinung der Kircheninstitution, positiv die Autonomie der Einzelgemeinde. Jene Verbände

sind lediglich charitativ; ein Kirchenregiment gibt es bei den Mennoniten schlechterdings nicht. Die Gemeinden erledigen alle Fragen der Lehre und Sitte selbständig; in den altmennonitischen süddeutschen Gemeinden herrscht zum Teil noch ganz die alte Kirchenzucht.

Und doch ist die ganze Gemeinschaft, die Brüder in Amerika, Rußland, Österreich, Deutschland, Frankreich, Holland, von einem Geiste durchdrungen! Es ist eine Gemeinschaft der Liebe, und nicht des Rechtes. Die theologischen Gegensätze, allein unter den deutschen Mennoniten, sind sehr groß, nicht geringer als bei uns in der Landeskirche; die süddeutschen Gemeinden sind ganz traditionell-konservativ, die preußischen ebenfalls; in die mit Holland in Fühlung stehenden Gemeinden wie Krefeld oder Emden ist der Geist modern-kritischer Theologie, zum Teil in holländisch-radikaler Form, eingezogen, dazwischen gibt es die üblichen Vermittlungen. Die Prediger sind zum Teil akademisch gebildet, Holland wird demnächst sogar die mennonitische Pfarrerin sehen, zum Teil einfache Laien mit schlichtem Bibelverständnis. Die Gegensätze kommen in den mennonitischen Gemeindeblättern rückhaltlos und ehrlich zur Aussprache. Aber, und das ist das Große, über allen Unterschieden der Richtungen triumphiert die brüderliche Liebe Ein Bekenntnis gibt es nicht; wer Mennonit sein will, der darf es sein, hier entscheidet nur das eigene Gewissen. Kommt man von dem Gezänke und der Verketzerungssucht in der preußischen Landeskirche her, so ist es eine wahre Freude, einmal, etwa an der Hand der Mennonitischen Blätter[1], zu verfolgen, wie die Mennoniten Fragen der Lehre behandeln. Da ist viel, sehr viel zu lernen! Rades Programm: reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechtes, ist hier erfüllt . . . .

In der Septembernummer der Mennonitischen Blätter stand ein kurzer Artikel: Was lehrt uns der Fall Jatho? Einfache, schlichte Worte, aber sie trafen den Kern der Sache und waren ein glänzendes Zeugnis von Weitherzigkeit und Glaubensmut. Kein einziger der Mennoniten wird auf Jathos Standpunkt stehen, und doch schrieb ein Mennonit: „Wenn zwei sich streiten, hat vielleicht einer Recht, vielleicht aber haben beide Unrecht! Wenn man sieht, welche unversöhnliche Gegensätze sich in den Kirchen gegenüberstehen, können wir Mennoniten nur zu dem Schlusse kommen: das religiöse Leben ist ein rein innerliches und kann nicht kirchlich-staatlich geregelt werden, selbst wenn man aufrichtig nur das Beste will! Wie richtig, daß die Mennoniten sich stets vor der Aufstellung eines

---

[1] Gegenwärtig 58. Jahrgang. Herausgegeben von H. van der Smissen, Altona, jährlich 2 M

bindenden Bekenntnisses gehütet haben, und daß wir keinerlei Kirchenregiment kennen! So kann jeder unangefochten in unsrer Gemeinschaft bleiben, sei er positiv oder liberal; wir schätzen keinen darum geringer, daß er anders denkt, sofern es sich um wirkliche Überzeugung handelt."

Erfahrungsmäßig pflegen die Kirchenhistoriker in der Beurteilung dieser Fragen die Führung zu besitzen; nur zögernd folgen die profanen Historiker. Aber auch unter diesen beginnt der Wandel der Ansichten einzusetzen. Wir verweisen in dieser Richtung insbesondere auf das grundlegende Werk von Friedrich Thudichum über „Die deutsche Reformation" (Leipzig, Max Sängewald 1907 ff., 2 Bde.), wo sich u. a. folgendes Urteil über die Täufer, die deutschen Dissenter des 16. Jahrhunderts findet: „Mit vollstem Vertrauen spreche ich es als mein Urteil aus: den Brüdern verbleibt der Ruhm, unter unzähligen Drangsalen ein Christentum verteidigt zu haben, welches allein der Lehre Jesu entspricht und zu denjenigen zu gehören, welchen eine aufgeklärte Wissenschaft der Philosophie, Sittenlehre und Theologie zu danken ist, mit deren Hilfe im Lauf der Jahrhunderte eine menschenfreundliche Strafgesetzgebung, ein edleres Völkerrecht und eine bessere Verfassung der evangelischen Kirchen überall Platz gegriffen hat."

Ludwig Keller

EUCKENS LEBENSANSCHAUUNGEN DER GROSSEN DENKER IN NEUNTER AUFLAGE[1]

Eine Besprechung von Walter Frühauf in Lingen



Daß die umfangreichste Schrift Euckens schon die neunte Auflage erlebt, ist sehr erfreulich. Wir besitzen zwar eine ganze Reihe wertvoller „Geschichten der Philosophie", die ja nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgebaut sind, von denen die Windelbands zweifellos die bedeutendste ist, weil sie nach großen Geistesrichtungen ihrer Aufgabe nachgegangen ist. Das hat sie aber stark in Gelehrsamkeit stecken lassen. Sie eignet sich daher kaum für die

[1] Rudolf Eucken: Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Leipzig. Veit u. Comp. 1911. 9. Aufl., brosch. 10 M., geb. 11 M., 543 Seiten

wißbegierige Allgemeinheit. Ganz anders dagegen ist Euckens Werk zu veranschlagen. Man kann sagen, daß es in großen Zügen eine ziemlich allgemeinverständliche Geschichte des philosophischen Denkens in aufsteigender Linie bis in die Gegenwart bietet. Das ist erreicht, indem neben den hauptsächlichen Geistesrichtungen ihre Hauptvertreter als charakteristische Denker mitten im Zeitalter stehend geschildert werden. Sie sind Kinder ihrer Zeit, deren wesentlicher Geist in ihnen eine typische, die Allgemeinheit überragende Verkörperung erlangt hat. Sie stehen somit nicht als Eigenbrödler oder Sonderlinge da, die vom Leben abgewichen sind, sondern ihre Lebensarbeit hat ihrem zeitgenössischen Gesamtgeist das Wesentliche und Aufsteigende abgelauscht, um es vor der Verkrümelung im weiten Leben zu bewahren. Griechentum, Christentum und Neuzeit sind nach Eucken die drei Hauptepochen der menschlichen Geistesgeschichte, eine Einteilung, die, klar und konsequent, am besten die Eigenart zum Ausdruck bringt. Das Griechentum zerfällt dann in die Denker der klassischen Zeit (Plato, Aristoteles) und das nachklassische Altertum, bei dem die Systeme der Lebensweisheit (Epikureer, Stoiker) und die religiöse Spekulation (Plotin) besondere Merkmale bedeuten. Beim Christentum werden die Grundlegung, das alte und das neue Christentum, unterschieden. Auch diese Begrenzungen darf man als klar und bestimmt bezeichnen. Sie werden dem Gegenstande besser gerecht als die gewöhnlichen dogmengeschichtlichen Gruppierungen, die einen entscheidenden Aufstieg und Fortschritt meist vermissen lassen. Die Grundlegung des Christentums wird dabei in einer Beschreibung der Gesamtart des Christentums und in einer Darlegung der Lebensanschauung Jesu gegeben. Unter dem alten Christentum ist zu verstehen die voraugustinische Zeit (Clemens und Origines, der Einfluß des Neuplatonismus, Gregor von Nyssa), Augustin als besonderer Typus, dessen Eigenart nach den verschiedensten Seiten hin vorzüglich lebendig beschrieben wird, und das Mittelalter als früheres, mittleres (Thomas v. Aquino, Meister Eckhardt, Duns Scotus) und späteres (Thomas von Kempen). Indem Eucken die christliche Bewegung in ihrer Eigenart zugleich als eine große philosophische Lebensanschauung begreift, was sie zweifellos ist, hat er die Philosophie um ein gut Stück bereichert und ihr ein großes neues Moment, das religiöse und kultische, zugesellt. Denn bisher pflegte das Christentum nur recht stiefmütterlich in der philosophischen Geschichte als Kampf von Platonismus und Aristotelismus bei den

mittelalterlichen Denkern behandelt zu werden, was dann mehr als ein Nachwehen der alten Philosophie in einer Übergangsperiode sich ausnahm, als eine folgerichtige Fortentwicklung des religiösen Altertums, wie es sich nunmehr herausstellt. Das neue Christentum hat in der Reformation (Luther, Zwingli und Calvin) und ihren Nachwirkungen seinen besonderen Charakter gezeitigt, der aber nicht als eine gänzlich neue, sondern als eine selbständige Endentwickelung zu betrachten ist, so bedeutend auch immer seine Wirkungen bis in unsere Tage sich erstrecken. Endlich folgt die Neuzeit als schwerwiegendste, ausgeprägteste und zukunftverheißendste Periode der philosophischen Geisteswelt mit einer besonderen, von der Vorzeit selbständig und bewußt sich abhebenden Gesamtart, die es vor allem zu begreifen gilt, wenn der eigentümliche Charakter der neueren und neuesten Philosophie klar und bezeichnend herausgestellt werden soll, was unbedingt geschehen muß, da es sich um eine grundlegende geistige Bewegung handelt, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist, sondern noch mitten in einem lebendigen Flusse sich befindet. Drei wesentliche Grundströmungen bezeichnen bisher das neuzeitliche Geistesleben. Sie stellen sich dar in der Renaissance, in der Aufklärung und in der Auflösung der Aufklärung, mit der sich das Suchen neuer Wege verbindet, einer vielseitigen Geistesbewegung, in der wir heute noch mitten drin stehen als einem unfertigen Dilemma. In der philosophischen Renaissance sind die drei wichtigsten Merkmale die kosmische Spekulation (Nicolaus von Kues und Giordano Bruno), die Lebenskunst des Individuums (Montaigne) und das neue Verhältnis zur Natur nebst ihrer technischen Bewältigung (Bacon). Die Aufklärung wird im wesentlichen charakterisiert durch Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz, Vico und die Italiener, Shaftsbury und A. Smith. Die Auflösung der Aufklärung und ein Suchen neuer Wege machte sich zunächst in Rückschlägen gegen die Aufklärung im 18. Jahrhundert geltend bei Hume und Rousseau. Dann folgt der deutsche Idealismus mit neuen aufbauenden Tendenzen. Kant bringt die neue Erkenntniskritik, läßt die alte Metaphysik zusammenbrechen, stellt die moralische Welt und das Reich des Schönen in den Mittelpunkt des Lebens. Neben ihm erhebt sich in Lessing, Herder, Goethe und Schiller das Lebensideal des deutschen Humanismus. Ihnen reihen sich an die Lebensbilder der deutschen Spekulation und zwar 1. die Systeme konstruktiven Denkens: a) Fichte, b) Schelling, c) Hegel, 2. Schleiermacher,

3. Schopenhauer und der Rückschlag gegen die Vernunftsysteme. Aber damit noch nicht genug, es folgt weiter eine Wendung zum Realismus. Dieser zeigt wieder drei Hauptmerkmale im Positivismus (in Frankreich Comte, in England Mill und Spencer), in der modernen Naturwissenschaft und der aus ihr erwachsenen Entwicklungslehre, schließlich in der modernen Gesellschaftslehre und der Lebensanschauung der Sozialdemokratie. Doch auch dem Realismus blieb der Rückschlag nicht erspart. Wider ihn sucht der Subjektivismus besonders in Nietzsche seine Rechte. Daneben macht sich im 19. Jahrhundert ein neuer Idealismus bemerkbar. In der Verwicklung der Gegenwart, in der alle früheren geistigen Strömungen der Neuzeit nachwirken und neben den verschiedenen Färbungen des Christentums sich durchzusetzen versuchen, tritt die Notwendigkeit eines neuen Idealismus besonders lebhaft zutage. Für ihn gilt gerade Euckens Lebensarbeit als Bahnbrecher einer neuen geistigen Zukunft. Denn in der Neuzeit haben die verschiedenen geistigen Bewegungen so verwirrend gewirkt, daß eine neue Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit die konsequente Entwicklung bedeutet, ohne die ein Versinken in eine zu große Zersplitterung droht. Die Rettung kann nur durch eine nachhaltige große Zusammenfassung erfolgen, in der auch die Idee der Humanität wieder in ihre Rechte tritt. Im Kampf zwischen Neuzeit und Christentum gilt es eine neue Position zu gewinnen, die aus beiden gemeinsam souverän hervorgeht.

STREIFLICHTER

Es gibt zahllose Wissenschaften, es gibt eine Wissenschaft der Staatengeschichte, der Kirchengeschichte, der Wirtschaftsgeschichte, der Kulturgeschichte, Kunstgeschichte usw. usw. — aber eine Wissenschaft der Geistesgeschichte gibt es nicht. Und doch sind es gerade die wichtigsten Gebiete geschichtlicher Entwickelung, um die es sich hier handelt. Unsere Monatshefte dienen seit mehr als zwanzig Jahren dem Aufbau dieser Wissenschaft, und es ist auch schon mancher Baustein an dieser Stelle zur Errichtung dieses neuen Gebäudes herbeigeschafft worden.

Organisationen, die jeder Vielheit entgegengesetzter Überzeugungen die gleichen Rechte zugestehen, sind noch immer an diesen inneren Gegensätzen gescheitert. Der Satz, daß die Humanitätsidee und ihre Verbände grundsätzlich kein bestimmtes System des Denkens vertreten, sondern jedem die gleichen Rechte gewähren, wird von denen ver-

fochten, die als einzige Aufgabe dieser Verbände einen einheitlichen sittlichen Willen, also ein System des Wollens, betrachten. Die Verfechter dieser Auffassung sehen nicht oder erkennen nicht an, daß Denken und Wollen in jeder Menschenseele untrennbar miteinander verbunden sind, und daß das, was für die Einzelseele gilt, auch für den Geist jeder geschlossenen Organisation Geltung hat, sofern dieselbe auf geistige Ziele gerichtet ist. Verbände, die in grundsätzlichen Fragen Gegensätze in sich besitzen, sind stets der Gefahr ausgesetzt, in soviel Teile zu zerfallen, als sie Gruppen verschiedener Denkarten in ihrem Schoße bergen. Gegensätze des Denkens bedingen fast immer auch Verschiedenheiten des Wollens, ja selbst der sittlichen Anschauungen. Ist es bisher irgendwo gelungen, Freidenker und Gläubige anders als durch äußere Zwangsmittel in der gleichen Geistesgemeinschaft zusammenzuhalten? Die Schulweisheit mag die Logik und Metaphysik von der Ethik trennen, in der Praxis des Lebens sind Denken und Wollen untrennbar miteinander verbunden.

Wenn wir an dieser Stelle uns als Vertreter neuidealistischer Anschauungen bekennen, so verstehen wir selbstverständlich das Wort „Idealismus" hier im philosophischen Sinn, nicht aber, wie einzelne unserer Gegner behaupten, in der vulgären Bedeutung einer Art von ethischer Verstiegenheit, die von den „realen" Forderungen des praktischen Lebens absieht und gleichsam auf den Wolken spazieren geht. Der Idealismus, wie wir ihn verstehen, deckt sich mit dem uralten System des Denkens und Wollens, das einige seiner größten Vertreter in Sokrates und Plato besessen hat. Gewiß steht der also verstandene Idealismus zum Materialismus und zur materialistischen Denk- und Willensrichtung in einem tiefen Gegensatze, und die Vertreter der letzteren pflegen sich gern den Unerfahrenen als die wahren und einzigen Verfechter eines „gesunden Realismus und Egoismus" zu empfehlen. Ob diese „Realisten" oder ob die „Idealisten" (im philosophischen Sinne) die Einsichtigeren und die Weiseren sind, wird durch derartige Anpreisungen nicht erwiesen.

Mit einer verächtlichen Handbewegung pflegte Napoleon seine vornehmsten deutschen Gegner, vornehmlich Fichte, Arndt und die ganze Partei der sogenannten Patrioten, als Ideologen zu bezeichnen. Die Bezeichnung wäre, wenn er Idealisten gesagt und gemeint hätte, in Bezug auf die Weltanschauung dieser Männer zutreffender gewesen; indem er aber abschätzig von „Ideologen" sprach, schalt er sie Phantasten. Wer ist nun in dem großen Kampfe Sieger geblieben, der gewaltige „Realist" Napoleon oder die mit Verachtung behandelten „Ideologen"?

Kant lehrt in seinen Schriften, daß wir die zweckmäßige Anordnung des Weltganzen als das Produkt eines baumeisterlichen Willens nicht beweisen können. Gleichwohl aber erscheint ihm die Überzeugung, dass die Intelligenz eines allmächtigen Baumeisters das All mit weiser Absicht geordnet habe, als ein Postulat der Vernunft. Erst die Annahme und die Voraussetzung eines solchen baumeisterlichen Willens macht

es möglich, die Vorgänge in der Welt einigermaßen ausreichend zu erklären; diese Annahme ist deshalb ebenso notwendig als nützlich — eines der „drei Motive und Gründe des Glaubens“, die wir aus Fechners Philosophie kennen. — Daß diese Ausführungen der Kantschen Philosophie zugleich auf seinen Gottesbegriff ein interessantes Licht werfen, sei nur nebenbei erwähnt.

Die Anhänger der „Wirklichkeitsphilosophie“ erklären den Idealismus und die Ideale für Phantasien. Als ob es irgend einen Menschen gäbe, der seine Welt sich nicht mittelst seiner „Phantasie“ ausbaute! Bei Gerhard Hauptmann findet sich folgendes höchst wahre und treffende Wort: „Die Seele auch des verknöchertsten Mannes nährt sich aus den Schätzen der Phantasie, trotzdem er sie bekämpft und gering schätzt, wie die Lunge von Luft: und sofern es dem Manne gelänge, eben die Phantasie zu ersticken, so stürbe sein Geist: — und auch seine Seele sowie sein Körper verfiele unrettbar dem Erstickungstod. In dem Bereiche der Phantasie wohnt dem Menschen der Mensch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! Den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demselben Bereiche schweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmensch ist in eine bunte gebärende Wolke eingeschlossen, einer Wolke, die jeder nur um sich selber, nicht aber an seinem Nebenmenschen sieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben ist.“ Vortrefflich!

Die großen Erfolge, die die Naturwissenschaften auf exaktem Gebiete erzielt haben, haben viele von deren Vertretern zu der Überzeugung geführt, daß diese Wissenschaft von der Natur zur Lösung aller Rätsel, auch der philosophischen und religiösen Glaubensfragen, an deren Deutung die Menschheit seit Jahrtausenden arbeitet, berufen und befähigt sei, ja einzelne Naturforscher sind sogar der Überzeugung, daß ihre Wissenschaft diese Lösung bereits gefunden habe, und daß es an der Zeit sei, die Anhänger der nunmehr endlich gewonnenen „Wahrheit“ zu sammeln und sie ebenso in festen Verbänden — sie nennen sich Monisten — zu organisieren, wie dies die Kirchen tun, die ihrerseits ebenfalls behaupten, die Wahrheit zu besitzen, und erklären, deren alleinige Besitzer zu sein. Aber die Wahrheit der Kirchen ist — so sagen die Monisten — „eine geistesarme dogmatische Orthodoxie“ gegenüber der Wahrheit, die der Monismus besitzt. Ist nicht aber die Fixierung jeder Wahrheit auf diesem Gebiete nur durch unbeweisbare Sätze, d. h. durch Glaubensansichten möglich? Hat nicht in diesem Sinne auch die Wahrheit des Monismus ihre Dogmatik?

Der im Märzheft dieser Zeitschrift erschienene Aufsatz des Herausgebers „Der deutsche Neuhumanismus und seine geistesgeschichtlichen Wurzeln. Eine kritische Auseinandersetzung“, ist alsbald darauf in veränderter und verbesserter Gestalt in den Vorträgen und Aufsätzen aus der G. G. XX, 1 erschienen und liegt jetzt (Mitte Mai) bereits in zweiter Ausgabe vor. In dem Vorwort haben wir auf den Um-

stand hingewiesen, daß die Universitätskreise anfangen, sich mit der Geschichte des Humanitätsgedankens und seiner Organisationen zu beschäftigen. Als wir dies schrieben, wußten wir noch nicht, daß zu derselben Zeit, wo Herr Universitäts-Professor Dr. Minor in Wien es für zeitgemäß hielt, der „Deutschen Rundschau" seinen Artikel „Freimaurer in Sicht" zur Verfügung zu stellen, der Professor der Philosophie an der Universität Leiden, Herr Dr. G. J. P. J. Bolland, in einer bekannten niederländischen Wochenschrift („De Amsterdammer" vom 25. Februar, 3. und 17. März 1912) einen Angriff gleicher Art gegen die Freimaurer gerichtet hat. Viel Feind, viel Ehr! Der Chef des Medizinalwesens Dr. Menno Huizinga in Amsterdam hat darauf am 31. März geantwortet.

Zur Charakteristik der geistigen Grundlagen der Freimaurerei, wie sie sich in den Augen gläubiger Lutheraner darstellen, ist der Briefwechsel des ehemaligen Generalsuperintendenten der Provinz Ostpreußen in Königsberg, des geistig hoch bedeutenden Ernst Ludwig von Borowski († 1831) mit seinem Freunde Krickende von Wert, der in der Stadtbibliothek zu Königsberg aufbewahrt wird. Beide Briefschreiber sahen in den Freimaurern Anhänger und Gesinnungsgenossen Jacob Böhmes und der Brüdergemeinde und erklärten sie für „Mystiker" und „Schwärmer". So schreibt Krickende am 22. Dezember 1784 an Borowski: „Und wer verbreitet so die Lektüre des Böhme und anderer Schwärmer und der Narren von Alchymisten? Die Herren Freimaurer bei Ihnen so wie hier. Warum? weil die Leute nicht wissen, wo das Licht sei. — Manche nicht einmal, was Licht sei .... Darum wird der eine Herrnhuter, der andere ein Alchymist, der dritte ein Gewürzkrämer, studiert Algebra" usw. (Konschel, Hamanns Gegner etc., Königsberg 1912, S. 10.) In anderen Ländern, wo den Vertretern der lutherischen Rechtgläubigkeit die „Schwärmer" nicht als „Herrnhuter" entgegentraten, wollte die Orthodoxie bemerkt haben, daß die Freimaurer eine Abzweigung des Quäkertums und der Mennoniten und anderer Freigeister (Libertins) seien, oder daß letztere wohl gar die Väter und Urheber des „Libertinismus" seien.

Am 3. April 1796 schreibt Schelling (Leben in Briefen, Band I): „Der berüchtigte Hofprediger Starck — es ist der Kryptokatholik D. Joh. Aug. Starck gemeint, der nahe Beziehungen zum damaligen Berliner und Darmstädter Hofe besaß — ist nun vollends zum Söldner des Despotismus und zum Delator aufgeklärter Menschen herabgesunken." Es war derselbe Starck, der sich als Wortführer der Freimaurerei, d. h. der angeblichen Freimaurerei, nämlich des Ordens der Tempelherrn und der strikten Observanz, aufspielte und den viele betrogene Maurer als echten Maurer betrachteten. Wie verächtlich mußte durch solche Personen und durch solche Vorgänge die ganze Organisation vor den Augen anständiger Männer erscheinen! Darf man sich über die abfälligen Urteile wundern, die sich von der Person Starcks und seines Parteigenossen Wöllner, der ebenfalls Freimaurer zu sein behauptete, auf die ganze Sache übertrugen?

Dr. Ferd. Josef Schneider, Privatdozent an der K. K. deutschen Universität in Prag hat unter dem Titel: „Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik“ (Verlag von Taussig & Taussig, Prag 1909) ein höchst wertvolles Buch veröffentlicht, auf das wir in diesen Heften noch zurückkommen werden. Wir sind überzeugt, daß der wissenschaftliche Wert dieser Leistung in weit größerem Umfange anerkannt worden wäre, wenn der Titel glücklicher gewählt gewesen wäre. In Wirklichkeit beschäftigt sich das Schneidersche Buch garnicht oder fast garnicht mit der Geistesrichtung, die man heute Freimaurerei nennt, sondern mit den Tempelherrn und den übrigen Ritterorden des 18. Jahrhunderts, die sich den Namen Freimaurer gaben, in Wirklichkeit aber mehr Tertiarier der römischen Kirche als Anhänger der von ihnen bekämpften Humanitätsidee waren. Die Zusammenhänge dieser Freimaurer mit der Romantik sucht Schneider zu erweisen, und wir halten seine Beweisgründe für stichhaltig. Zur Ergänzung der Schneiderschen Ausführungen sei hier auf folgende Tatsache hingewiesen. Zu den literarischen Vorkämpfern der sogenannten strikten Observanz, insbesondere des aus dem Tempelherrnorden hervorgegangenen Klerikats, gehörte J. A. Starck, Oberhofprediger in Darmstadt. Die Gattin Starcks, eine geistvolle, von den Ideen ihres Mannes ebenfalls erfüllte Dame, war Mitarbeiterin des bekannten Organs der Romantiker, der „Zeitung für die elegante Welt“, und veröffentlichte im Jahrg. 1805 Nr. 63 und 64 einen Aufsatz: „Schreiben einer Dame an Herrn von Kotzebue über Heidentum und Christentum“, in dem sie das religiöse Programm im Sinne der Romantik erörterte. (Vergl. Konschel, Hamanns Gegner D. Joh. Aug. Starck, Königsberg 1912, S. 34.)

Höchst beachtenswert ist die Tatsache, daß keiner der Wortführer der Kultgesellschaften des Humanismus Vertreter der rationalistischen Theologie des 18. Jahrhunderts gewesen ist, daß vielmehr gerade Männer wie Lessing und Herder, in denen jene Sozietäten ihre geistigen Vorkämpfer erkannten, den Rationalismus ernstlich bekämpft und ihm am meisten Abbruch getan haben. Lessing, der vielfach für beide Richtungen in Anspruch genommen wird, hat in seiner köstlichen Schrift „Das Testament Johannes“ erklärt, daß er in der „ältesten Kirche“ (wie er sagt), d. h. im Christentum Christi, die „wahre Religion“ erkenne; er hat diese Schrift Herder gegenüber als sein Glaubensbekenntnis bezeichnet.

Der Kampf der Scholastik und ihrer heutigen Wortführer gilt keineswegs bloß den heutigen Humanitätsfreunden oder dem Neuhumanismus des 18. Jahrhunderts, sondern in voller Konsequenz auch dem Humanismus der Renaissance, obwohl dessen Anhänger Mitglieder der Kirche waren und sein wollten. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Vortrag, den Gustav Schnürer, Professor der Geschichte an der Katholischen Universität Freiburg i. Schweiz vor einiger Zeit veröffentlicht hat. „Die Renaissance hätte — so erklärt Schnürer — wenn sie allein die Geister ausgefüllt hätte, dem Abendland das Schicksal bereitet, das ähnliche

Bewegungen dem römischen Reiche gebracht hatten. Sie hätte das Abendland zur Erstarrung und zum Untergang geführt. Gerettet wurde das Abendland durch den Drang, der ihm seit Franciscus seit dem Zeitalter der Kreuzzüge eingegeben wurde." ...... Wäre es nicht an der Zeit, daß dieser Geist der Kreuzzüge von neuem die Welt beherrscht?

Wir haben in diesen Heften (MH. 1912, Heft 3) auf die merkwürdige, nahezu wörtliche Übereinstimmung der Urteile hingewiesen, welche das Katholische Kirchen-Lexikon von Wetzer & Welte, 2. Aufl. (Bd. IV, S. 196 ff.) und die Realenzyklopädie für protestantische Theologie (2. Aufl., Bd. VI, S. 259 ff.) in ihren Artikeln über die in der Freimaurerei organisierten Anhänger der Humanitätsidee abgeben. Dasselbe trifft auch auf die Beurteilung des Humanismus der Renaissance zu. Fast gleichzeitig mit dem eben besprochenen Vortrag Gustav Schnürers ist eine Schrift von Paul Wernle, Professor der protestantischen Theologie in Basel, erschienen über Renaissance und Reformation. Sechs Vorträge, Tübingen 1912. Mohr VIII, 170 S. 8° M 3,—, geb. M 4, deren Berührung mit den Schnürerschen Auffassungen in die Augen springt. Allerdings sieht Wernle nicht wie Schnürer die Rettung vor der Renaissance in dem Geist der Kreuzzüge, aber er betont doch scharf die Schranken der Renaissance-Kultur und findet, daß sie gegenüber der Kirchenlehre, wie sie Luther und Zwingli vertraten, minderwertig ist.

Wir haben oben auf den Kampf hingewiesen, den die lutherische Rechtgläubigkeit in Ostpreußen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegen die dort vorhandenen außerkirchlichen Brüdergemeinden und Brüderschaften, einschließlich der Brüderschaft der Freimaurer, geführt hat, und bemerkt, daß die Theologen die letzteren als Gesinnungsgenossen der Sekten beargwöhnten. Zu diesen Brüderschaften in Ostpreußen gehörten in jenen Zeiten auch die Mennoniten und die Unitarier. Über die Geschichte der ersteren gibt uns eine kürzlich erschienene Dissertation Aufschluß, die Dr. Erich Randt unter der Approbation des Herrn Universitäts-Professors Dr. Krauske in Königsberg i. Pr. unter dem Titel „Die Mennoniten in Ostpreußen und Litauen bis zum Jahre 1772" (Königsberg, Otto Kummel, 1912) veröffentlicht hat. Randt weist nach, daß diese Religionsgemeinschaft unter Friedrich Wilhelm I. schwere Verfolgungen zu erdulden hatte. Welchen Eindruck mußte es da auf alle Anhänger der religiösen Toleranz machen, als Friedrich der Große im September 1740 an allen Plätzen und Straßen ein Königliches Patent anschlagen ließ, das allen bisher um des Glaubens willen Verfolgten volle Freiheit des Gewissens und alle bürgerlichen Rechte gewährleistete. Es war eine Tat, die dem großen Könige die Herzen zahlloser Männer und Frauen gewann, und man kann ermessen, daß von da ab der Einfluß des Toleranzgedankens, dessen grundsätzliche Vorkämpfer von jeher gerade die Mennoniten gewesen waren, aller Orten im Aufstieg begriffen war. Wer die Lebensgeschichte Herders kennt, weiß, wie weitreichend die Folgen dieses Umschwungs für die Geistesgeschichte geworden sind.

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. WOLFSTIEG UND DR. G. FRITZ

VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

IV. Jahrg. | Berlin, im Mai 1912 | Nr. 3

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Straße 22

Geschichte der Philosophie. VI. Die Philosophie im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von Prof. ARTHUR DREWS. Leipzig: Göschen 1912. 120 S. 8⁰. Geb. M —,80. (Sammlung Göschen Nr. 571.)

Auf dem Gebiete der Philosophie ist die bekannte „Sammlung Göschen“ offenbar trefflich beraten. Sie enthält a. u. den Plan einer umfassenden Geschichte der Philosophie, dessen praktische Durchführung zunächst Bd. IV, „Geschichte der neueren Philosophie bis Kant“ von Bruno Bauch-Halle, brachte, dem als V. Bd. „Immanuel Kant“ von demselben, zur gemeinverständlichen Behandlung der kantischen und vorkantischen Philosophie hervorragend berufenen Verfasser folgte. Nunmehr schließt sich würdig an diesen bedeutsamen Anfang die Geschichte der „Philosophie im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts“ von Arthur Drews-Karlsruhe. Es ist allerdings ein kühnes Unternehmen, die größte Zeit der deutschen Philosophie auf kaum 120 Seiten kleinsten Formats zu behandeln, und nur einem Meister des Stoffes und der Darstellung, wie A. Drews, mag das Werk gelingen. Erleichtert wird die Aufgabe wesentlich dadurch, daß die Philosophen dieser Periode in einem besonders engen Zusammenhange miteinander standen, und auch wo sie sich bekämpften, ihre Philosophie im letzten Grunde eine Auseinandersetzung mit der einen und derselben Grundfrage des deutschen Idealismus war: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ — So formuliert A. Drews in dem einleitenden Abschnitt über „Das philosophische Grundproblem“ die Fragestellung in der kantischen Vernunftkritik, und in den Wandlungen dieser Fragestellung und des Verhältnisses zu Kant überhaupt findet er die einheitliche innere Form für seine aufs äußerste konzentrierte Darstellung aller wichtigeren Vertreter des deutschen Idealismus von Schiller bis Schopenhauer. So gewinnt auch im engsten Rahmen dieses Bild des deutschen Idealismus den großen einheitlichen Zug und die durch-

gehende Linie, die dieser geistesgeschichtlich bedeutsamsten Epoche unserer neuen Zeit eigen waren. Mit dem Streben nach Gemeinverständlichkeit verbindet die Drewssche Darstellungsweise, sei es bewußt oder unbewußt, die entschiedene Tendenz, den Leser darüber nicht im unklaren zu lassen, daß der „deutsche Idealismus" vorwiegend eine streng wissenschaftlich-philosophische Methode bedeutet und erst im weiteren Sinne auch als Ausdruck einer Gesinnung gelten kann — was heute, da man im verschiedensten Sinne von einer „Wiedergeburt des deutschen Idealismus" zu sprechen beginnt, nicht nachdrücklich genug betont werden kann. Dr. Fritz Coerper

Künstler und Künstlertum. Essays zum Problem des künstlerischen Schaffens von KURT ENGELBRECHT. Berlin: Hofmann & Co. 1912. 111 S. 8⁰. M 1,75.

Es ist eine ausgezeichnete, ganz populär in der Form gehaltene kleine Ästhetik, die hier vorliegt, vom Standpunkte des Künstlers aus geschrieben, eine Arbeit, die sehr wohl geeignet ist, Aufklärung zu schaffen und den Leser anzuregen. Es fällt direkt auf, wie klar und einfach die Gedanken sind und wie wunderbar sie doch das Schaffen des Künstlers und seine Bedeutung anschaulich zu machen verstehen. Der Verfasser spricht zuerst über die Momente der Schaffenserregung und der innerlichen Versenkung und Vertiefung des Künstlers (Motive und Quietive), kommt dann auf das Abfinden des Schaffenden mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung zu sprechen und geht schließlich auf den Künstler als Persönlichkeit ein, um mit der Besprechung des Verhältnisses des Schaffenden zu seinem Werke zu schließen. Alles ist zweckmäßig und sehr interessant behandelt. Wir wünschen das Buch in den Händen recht vieler Mitglieder der C. G. Wolfstieg

Können wir noch Christen sein? von RUDOLF EUCKEN. Leipzig: Veit & Co. 1911. V, 236 S. 8⁰. M 3,60, geb. M 4,50.

Alles, was Eucken sagt, ist den Lesern der M. H. durchaus interessant, da wir uns mit Euckens Lebens- und Weltanschauung nahe verwandt wissen. Wie viel mehr noch eine Schrift, die nicht nur einen wissenschaftlichen, sondern auch einen persönlichen Charakter trägt. Das Hauptproblem, das der Verfasser in die Mitte seiner Ausführungen stellt, ist das: Gibt es eine Emanzipation des Lebens von menschlicher Zufälligkeit und Unsicherheit? Gewährt ein inneres Selbständigwerden des Lebens eine Möglichkeit der Rettung aus geistiger Selbstzerstörung? Und wenn ja, so wird zur Frage der Fragen, ob der Bereich des Menschen irgendwo ein solches Selbständigwerden zeigt (S. 95). Die Lösung des Problems wendet sich von selber zur Religion. Hier sucht er die klare Antwort nicht durch scharfsinniges Räsonnement und kühne Spekulation, sondern allein in der Erfahrung. Diese zeigt die Lösung in der

Wendung des Lebens zur Geistigkeit, in dem Erscheinen einer neuen Welt, die zu einem eigenen neuen Leben wird. Schon vorher hat der Verfasser vom Christentum und seiner Berechtigung auch in der Neuzeit gesprochen; er sucht nun die Begriffe einer universellen und einer charakteristischen Religion, als den beiden Stufen innerhalb der Religion überhaupt. Erst auf der letzteren Stufe gelangt die Religion zur Selbständigkeit und zur Ausbildung einer eigenen Gedankenwelt. Trotzdem darf die universale Religion kein bloßer Durchgangspunkt werden, sondern sie muß ein wesentlicher Bestandteil des religiösen Lebens bleiben. Beide Arten müssen in unablässiger Wechselwirkung stehen. Das Christentum an sich wäre durchaus im stande, sich den religiösen Anforderungen gegenüber zu behaupten, weil es die Überlegenheit des Geisteslebens und die Ausbildung einer eigenen freien Gedankenwelt sowie die Umformung des Lebens zu einem neuen Leben besonders energisch vertritt. Aber die Aufrechterhaltung des Christentums verlangt erhebliche Umwandlungen gegen den überkommenen Stand. Verfasser ist kein Freund der christlichen Kirchen und glaubt nicht an eine Reform innerhalb derselben; er sieht ein neues Christentum als durchaus unentbehrlich an. Den Inhalt des neuen Christentums legt uns das Buch Stück für Stück dar. Damit kann man sich wahrlich einverstanden erklären; es wäre ein Schritt dem Reiche Gottes auf Erden näher. Wolfstieg

FRIEDRICH der Einzige. Ein Charakterbild des großen Königs in seinen Worten. Zsgest. u. mit erl. Anmerk. versehen von Prof. Dr. A. Kannengießer. Dresden u. Leipzig: Koch 1912. VII, 231 S. Geb. M 3,--.

Jubiläumsschrift. Der Verfasser hat aus des Königs Schriften das Beste ausgewählt und mosaikartig zu einem einheitlichen Charakterbilde Friedrichs zusammengestellt. Die Mehrzahl der mitgeteilten Stücke ist aus dem Französischen übersetzt, nur wenige sind im Original abgedruckt. Die Anmerkungen bieten in knappster Form das zum Verständnisse des einzelnen Erforderliche; auch verfolgen sie, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, den Zweck, den Leser mit den Persönlichkeiten, mit denen Friedrich der Große in freundschaftlichem Verkehr oder im Briefwechsel stand, näher bekannt zu machen. Der Band ist so, wie er vorliegt, zweifellos gut gelungen und bietet ein höchst interessantes Bild. Diese Weisheit des großen Königs veraltet nicht und sollte von manchem bei einschlägigen Fragen immer wieder zu Rate gezogen werden. Es wäre überhaupt sehr nützlich, wenn sich manche Leute, ehe sie über Lebensfragen drauflosreden oder drauflosschreiben, erst informierten, was eigentlich Friedrich, Goethe, Bismarck usw. darüber gedacht haben. Es würde dann viel Unsinn nicht gesprochen

und gedruckt. Hier liegt ein sehr geeignetes Nachschlagebuch für derartige Zwecke vor. Wolfstieg

Von Plotin zu Goethe. Die Entwicklung des neuplatonischen Einheitsgedankens zur Weltanschauung der Neuzeit. KARL PAUL HASSE. 2. Ausg. Jena: Diederichs 1912. VIII, 327 S. M 5,—, geb. M 6,—.

Im Jahre 1909 erschien die erste Auflage dieses Werkes, das in der Presse eine sehr günstige Aufnahme fand. Infolgedessen entschloß sich der Verfasser, das Buch zum zweiten Male in unveränderter Form hinausgehen zu lassen, obgleich „der Verfasser den in dem Buche vertretenen Monismus (idealistischer Richtung) nicht mehr im vollen Sinne als seine Weltanschauung gelten lassen kann, da er besser zwischen der Einheit der ersten Ursache und der Einheit der Substanz zu unterscheiden gelernt hat". Das ist an sich gleichgültig; wir freuen uns, daß das schöne Buch eine so schnelle Verbreitung gefunden hat und nun in seiner alten Gestalt wieder aufersteht. Denn es ist eine vortreffliche geistesgeschichtliche Darstellung der Entwickelung der Philosophie des Alleinsgedankens, und zwar in einer auch dem Laien verständlichen Sprache. Daß Plotin als der Urheber der ganzen Bewegung hier eine besonders ausführliche Behandlung erfährt, ist selbstverständlich. Es folgt dann eine Besprechung der Nachfolger dieses Philosophen, Porphyrios, Jamblichos und Proklos. Nun geht es zu dem Mittelalter, wo ich die Pointierung im geistesgeschichtlichen Verlauf besonders fein finde; die Bedeutung der Alleinslehre für das Mittelalter ist im allgemeinen immer noch nicht genug verstanden und gewürdigt worden. Gern hätte Referent gesehen, wenn die Renaissance in dem Buche etwas ausführlicher behandelt wäre; ich glaube, daß sich bei den Führern der Akademien, wie Salutato und Pomponius Laetus und seinem Kreise, wunderbare philosophische Auffassungen finden, die dem Neuplatonismus sehr nahe stehen müssen und die zweifellos wirksam gewesen sind (vergl. Diltheys Arbeiten). Hier wäre eine Untersuchung bei der Überarbeitung der neuen Auflage meines Erachtens sehr wünschenswert. Sehr schön ist die Darstellung der Wurzeln des modernen Idealismus und der Gedankengänge der Träger dieser Geistesrichtung. Das Werk schließt mit Schillers und Goethes Anteil an den neuplatonischen Spekulationen. Mit Recht bezeichnet der Verfasser Goethes universelles Schaffen als den Zusammenfluß der verschiedenen spekulativen Richtungen auf diesem Gebiete. Hasse schätzt den Dichter sehr hoch ein: „Goethes universelles Wesen läßt sich weder unter einer Kategorie noch unter einem Komplex von Kategorien, etwa des Dichters, des Künstlers und des Philosophen zusammen, begreifen; es ist eben eine Kultur". Hier ist zum ersten Male und zwar in vortreff-

licher Weise Goethes Zusammenhang mit der Philosophie richtig zu bewerten versucht, die man bisher bekanntlich als sehr lose bemaß. Wir wünschen dem ausgezeichneten Buche auch weiter guten Erfolg.

Wolfstieg

Die Rosenkreuzer. Ihre Gebräuche und Mysterien. Von H[ARGRAVE] JENNINGS. Übers. von A. v. d. Linden. Mit ca. 300 Ill. u. 12 Taf. Mit ausführlichem Namen- und Sachregister. Bd. 1, 2. Berlin: Barsdorf 1912. 8°. M 12,—. Im Orig.-Bd. M 15,—. Bd. 1. VI, 224 S; Bd. 2. IV, 247 S.

Im Jahre 1870 ließ Jennings (1817—1890) in London ein Buch über die Rosenkreuzer erscheinen, das mehrere Auflagen erlebte und damit das große Interesse der Engländer für diese Gegenstände bewies. Die vorliegende Übersetzung dieses Buches dürfte in vielfacher Hinsicht auch unser Interesse erregen. Nicht als ob der Inhalt auf historischen Tatsachen beruhte, da es ja längst nachgewiesen ist, daß die sogenannten Fluddschen Rosenkreuzer niemals existiert haben; aber es ist doch lustig zu sehen, was man ihnen alles auf das Kerbholz schrieb. Jennings war sehr belesen, und alles, was er hier vorbringt, hat er aus alten Büchern, deren Verfasser fest an die Rosenkreuzer und ihre Künste glaubten. Auch Fludd hat bekanntlich an ihre Existenz geglaubt und eine eigene Apologie (Tractatus apologeticus integritatem Societatis de Rosea-Cruce defendens. Leyden 1617) über sie geschrieben. Jennings würde heute vermutlich sehr erstaunt sein, wenn er vernähme, daß es niemals eine derartige Gesellschaft gegeben habe. Er ist im Gegenteil fest überzeugt davon, daß sie bestand und im Besitze des Lebenselexiers, des Stoffes für das Brennen der ewigen Lampe und der Kunst des Goldmachens war. Jennings ist sehr wundergläubig trotz seiner gewaltigen Gelehrsamkeit; darüber lese man nur die Polemik gegen Hume (Bd. 1 S. 128 ff.). Zahlreiche Anekdoten, die natürlich kein Mensch nachprüfen kann, weiß er von der Wunderkraft der Rosenkreuzer zu erzählen. Das belebt die Darstellung, macht sie aber keineswegs sicherer. Zweifellos ist freilich, daß Jennings alles zusammengetragen hat, was sich über diesen Stoff bis 1870 zusammentragen ließ. Kabalisterei herrscht vor, Mystizismus liegt als Geist über dem ganzen Werke. Es ist leider nicht möglich, über diesen äußerst reichhaltigen Stoff und seine Anordnung hier im einzelnen zu referieren. So trübe aber auch manches ist, so sind doch diese oft sehr geistreichen Ausführungen von größtem Interesse, und man muß der Verlagsbuchhandlung dankbar sein, daß sie dem deutschen Leser durch diese — übrigens gute — Übersetzung das Buch zugänglich gemacht hat.

Wolfstieg

Friedrich Delitzsch, Der Apostel der neubabylonischen Religion. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Von

Dr. HERMANN KLÜGER Breslau. Leipzig: Krüger & Co. 1912. 180 S. 8⁰. M 1,50.

Verfasser will aus dem reichen Material der assyrisch-babylonischen Inschriften das zusammenstellen, was dort an religiösen Lehren und Vorschriften enthalten ist, um „so die Ignoranz dieses neuen Apostels (Delitzsch) ans Licht zu ziehen und die Bibel, dieses göttliche Vermächtnis an die Menschheit, von dem babylonischen Schutte, mit dem dieser Gelehrte sie beworfen hat, zu reinigen". Ich denke, wir hätten nun allmählich genug von diesem Bibel- und Babel-Streite.

Wolfstieg

LAOTSE: Tao te king. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erl. von Rich. Wilhelm. Jena: Diederichs 1911. XXXII, 118 S. 8⁰. M 3,—, geb. M 4,—.

Die verehrte Verlagsbuchhandlung hat sich schon mehrfach dadurch ein großes Verdienst erworben, daß sie die wichtigsten Werke der chinesischen Weisheits-Literatur dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat. Auch das vorliegende Buch des Alten, das der Kaiser Han Ging Di mit dem jetzigen Namen Taoteking, d. i. das klassische Buch vom Sinn und Leben, belegt hat, gehört zu dem besten, was die chinesische Welt besitzt. Der Übersetzer läßt eine lange Einleitung über die Person des Verfassers und sein Werk vorausgehen. Dann folgt eine kleine, höchst anregende Abhandlung „Soziologisches" von dem Dozenten an der juristischen Fakultät der neuen deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau, Dr. Harald Gutherz, in der der Verfasser an Laotses Wort „Handle nicht" anknüpft. Darauf wird die Übersetzung des Werkes in zwei Teilen (Der Sinn, Das Leben) abgedruckt und mit sehr eingehenden Erklärungen der Schluß gemacht. Für diejenigen, welche sich für solche Weisheits-Literatur interessieren, wird gerade dieses Buch sehr willkommen sein. Wolfstieg

HEINRICH VON KLEIST'S WERKE, in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Professor Dr. Hermann Gilow, Dr. Willy Manthey und Dr. Wilhelm Waetzoldt. Mit einer Biographie von Dr. Adolf Wilbrandt. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 2 Bde. Preis M 3,50.

Kleist, der niemals selbst eine Szene von sich auf der Bühne sah und dessen Hauptdramen „Hermannschlacht" und „Prinz Friedrich von Homburg" überhaupt erst zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurden, ist heute in den Ehrentempel unserer Nationalliteratur aufgenommen, und seine Werke werden als kostbares Vermächtnis behütet.

Die verworrenen politischen Verhältnisse, welche den Zeitgenossen den Blick für die Bedeutung des Dichters und Patrioten trübten, haben sich geklärt, und wir sehen heute in Kleist einen Künstler von seltener Originalität, einen geborenen Herrscher der Bühne und einen Freiheitskämpfer, dem es zwar nicht vergönnt war, die Waffen zu ergreifen, der aber wild und stürmisch wie kaum ein anderer zum Kriege gegen Napoleon aufgerufen hat. In der vorliegenden Ausgabe der rühmlichst bekannten Goldenen Klassiker-Bibliothek kommt die erst in jüngster Zeit voll gewürdigte Tätigkeit, die Kleist als politischer Journalist in seiner schicksalsschweren Periode entfaltet hat, zu ihrem vollen Recht, indem die Herausgeber alle irgendwie bedeutenden Aufsätze dargeboten haben. Die Dichtungen Kleists, die erst durch die neueren Forschungen aus langjähriger Entstellung befreit werden mußten, werden hier in der jetzt gesicherten reinen Fassung und in ihrem vollen Umfange vorgelegt. Dazu wird von den Briefen eine so reichliche Auswahl gegeben, daß mit ihrer Hilfe Kleists Leben von Katastrophe zu Katastrophe verfolgt werden kann. Aus der Hempelschen Ausgabe wurde Adolf Wilbrandts berühmtes, mit dem intuitiven Verständnis des Dichters gezeichnetes Lebensbild herübergenommen und sachliche Berichtigungen, die inzwischen neuere Forschung notwendig gemacht hat, in Anmerkungen hinzugefügt. Da trotz alledem der Preis für zwei stattliche Leinenbände nur 3,50 M beträgt, so dürfen wir hier eine wirkliche Volksausgabe von Kleists Werken begrüßen.

Dr. Hans Benzmann

Geschichte des Symbols. Ein Versuch von MAX SCHLESINGER. Berlin: L. Simion Nachf. 1912. VIII, 474 S. 4⁰. Geb. M 12,–.

Das Buch nennt sich einen Versuch. Es war sicher schon ein Wagnis, den Versuch zu unternehmen, den riesigen Stoff zu sammeln, kritisch zu sichten und unter den verschiedensten Gesichtspunkten historisch zur Darstellung zu bringen. Der Verfasser hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das weitschichtige Material zu einem organischen Gebilde zusammenzufassen; Referent gesteht: der Versuch ist ausgezeichnet gelungen. Das Werk ist eine mühevolle geistesgeschichtliche Arbeit von hohem Werte. Der Verfasser ist zwar bescheiden der Ansicht: „Auch diese Arbeit wird nur ein Baustein sein, im besten Falle ein Eckstein am Symbolgebäude, dessen Einrichtung unumgänglich nötig ist für das Erkennen und die Geschichte des menschlichen Geisteslebens", aber den ernsten Willen gehabt zu haben, in der Stilisierung des Materials und in der rationellen Darlegung dieses Abschnittes der Geistesgeschichte der Menschheit etwas Tüchtiges zu leisten, ist wahrlich genug, und hier ist der Wille zur Tat geworden. Der Verfasser beginnt mit der Wort-

geschichte des Symbols und untersucht dann seine naturgeschichtlichen Grundlagen. Dann folgen Aufsätze über den Symbolbegriff. Hier erhebt sich die Darstellung zu großer geistiger Höhe. Schlesinger geht hier nicht philosophisch, sondern durchweg historisch zu Werke: Die Ansichten unserer großen Männer über Symbol und Allegorie ziehen Stück für Stück an uns vorüber. Wir sehen, wie der Symbolbegriff sich ändert, aber immer mehr an Bedeutung gewinnt, namentlich in der Ästhetik. Nun wendet sich der Verfasser zu der Symbolbeschreibung: im Recht, in der Religion, in allen Zweigen der Kunst; das Werk schließt endlich mit Abhandlungen über die Sprachsymbolik und der Symbolik im Menschenleben, die höchst interessant sind. Zu jedem Abschnitte seines Werkes gibt der Verfasser reichlich Literatur an, die die Nachprüfung sehr erleichtert und zu einer Vertiefung an einzelnen Stellen eventuell einladet. Denn es ist selbstverständlich, daß eine solche gewaltige Arbeit in einzelnen Teilen Lücken aufweist und für eine weitere Vertiefung Möglichkeit und Raum läßt. Genug, daß hier eine sichere Grundlage gegeben ist, und daß wir am „Schlesinger“ einen zuverlässigen Führer für die Folgezeit haben. Ich hoffe, daß die Mitglieder der C. G. recht fleißig auf diesem Gebiete mitarbeiten werden. Es gehört wahrlich zu den wichtigsten Aufgaben der Geistesgeschichte, die Symbolforschung zu beleben. Von hier aus werden sich geradezu überraschende Gesichtspunkte für das Verständnis der Geistesgeschichte ergeben. Darum sind in erster Linie wir dem Verfasser dieses Werkes und der Verlagsbuchhandlung für die vortreffliche Ausstattung zu Danke verpflichtet. Wolfstieg

Spinoza-Brevier. Zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Dr. ARTHUR LIEBERT. Berlin: Reichl & Co. 1912. 190 S. 8°. M 3,—.

Novalis. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von HANS HAHN. Berlin: Reichl & Co. 1912. 148 S. 8°. M 3,—.

Zwei neue Breviere: Spinoza und Novalis in engem Rahmen, gleichsam in einem Querschnitt durch ihr ganzes Wesen, zu einem künstlerisch abgerundeten, eindrucksvollen Bilde gestaltet, und darum nicht nur für die noch Fernerstehenden, sondern vor allem auch für die bestimmt, die bereits ein Verhältnis zu den beiden Denkern gewonnen haben und es vertiefen und befestigen wollen. Die Veröffentlichungen folgen durchaus den neuerwachenden Geistesströmungen und seien hier zunächst, unter Hinweis auf die beiliegenden Prospekte, auf wärmste empfohlen; wir werden noch näher darauf zurückkommen.

Vorträge und Aufsätze aus der C. G.

I, 1. (1893)	**Ludw. Keller,** Die Comenius-Gesellschaft, Geschichtliches und Grundsätzliches. 26 S. 0,75 M
I, 2. (1893)	**W. Heinzelmann,** Goethes religiöse Entwicklung. 24 S. 0,75 M
I, 3. (1893)	**J. Loserth,** Die kirchliche Reformbewegung in England im XIV. Jahrhundert etc. 16 S. 0,75 M
II, 1. (1894)	**Ludw. Keller,** Wege und Ziele. Rückschau und Umschau am Beginn des neuen Gesellschaftsjahres. 15 S. 0,75 M
II, 2. (1894)	**K. Reinhardt,** Die Schulordnung in Comenius' Unterrichtslehre und die Frankfurter Lehrpläne. 15 S. 0,75 M
II, 3. (1894)	**Ludw. Keller,** Die böhmischen Brüder und ihre Vorläufer. (Vergriffen !)
III, 1. (1895)	**Ludw. Keller,** Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. (Vergriffen !)
III, 2. (1895)	**Paul Natorp,** Ludwig Natorp, Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preußens. 34 S. 0,75 M
IV, 1/2. (1896)	**Ludw. Keller,** Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen. 61 S. 1,50 M
V, 1/2. (1897)	**Ludw. Keller,** Grundfragen der Reformationsgeschichte. 46 S. 1,50 M
V, 3. (1897)	**Ad. Lasson,** Jacob Böhme, Rede zur Böhme-Feier im Festsaale des Berliner Rathauses am 4. April 1897. 35 S. 0,75 M
VI, 1. (1898)	**Ludw. Keller,** Zur Geschichte der Bauhütten und der Hüttengeheimnisse. 22 S. 0,75 M
VI, 2. (1898)	**C. Nörrenberg,** Die Bücherhallen-Bewegung im Jahre 1897. 24 S. 0,75 M
VII, 1/2. (1899)	**R. von Beck,** Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubündten und Tirol. 30 S. 0,75 M
VII, 3. (1899)	**Ludw. Keller,** Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben im Zeitalter der Renaissance. 38 S. 0,75 M
VIII, 1. (1900)	**W. Wetekamp,** Volksbildung, Volkserholung, Volksheime. Neue Wege zu ihrer Förderung. 24 S. 0,75 M
VIII, 2. (1900)	**Ludw. Keller,** Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften. 21 S. 0,75 M
IX, 1/2. (1901)	**H. Romundt,** Der Platonismus in Kants Kritik der Urteilskraft. 34 S. 1,50 M
IX, 3. (1901)	**Ludw. Keller,** Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe und die Anfänge des Maurerbundes in England, Holland und Deutschland. 40 S. 0,75 M
X, 1. (1902)	**Ludw. Keller,** Die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick auf ihre zehnjährige Wirksamkeit. 34 S. 0,75 M
X, 2. (1902)	**W. Wagner,** Die Studentenschaft und die Volksbildung. Bericht über die Arbeiterbildungskurse etc. 15 S. 0,75 M
X, 3. (1902)	**S. Fritz,** Die Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens. 23 S. 0,75 M
XI, 1. (1903)	**J. Ziehen,** Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. 28 S. 1,— M
XI, 2. (1903)	**Ludw. Keller,** Die Anfänge der Renaissance und die Kultgesellschaften des Humanismus im 13. und 14. Jahrhundert. 29 S. 1,— M
XI, 3. (1903)	**Ludw. Keller,** Gottfried Wilhelm Leibniz und die deutschen Sozietäten des 17. Jahrhunderts. 15 S. 1,— M
XII, 1. (1904)	**Ludw. Keller,** Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. 106 S. 1,50 M
XII, 2. (1904)	**Ludw. Keller,** Die Sozietät der Maurer und die älteren Sozietäten. (Vergriffen !)
XII, 3. (1904)	**P. Deußen,** Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. 25 S. 1 M
XII, 4. (1904)	**Ludw. Keller,** Der Humanismus. Sein Wesen und seine Geschichte. 15 S. 1 M
XIII, 1. (1905)	**W. Pastor,** Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. 19 S. 0,75 M

XIII, 2. (1905) **Ludw. Keller,** Die Tempelherren und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte. 49 S. 1,50 M

XIII, 3. (1905) **Ludw. Keller,** Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. (Vergriffen!) Siehe XVII, 6.

XIII, 4. (1905) **P. Ssymank,** Die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen. 0,50 M

XIII, 5. (1905) **Ludw. Keller,** Die italienischen Akademien des 18. Jahrhunderts und die Anfänge des Maurerbundes in den romanischen und den nordischen Ländern. 19 S. 0,50 M

XIV, 1. (1906) **Ludw. Keller,** Latomien und Loggien in alter Zeit. Beiträge zur Geschichte der Katakomben. 23 S. 0,50 M

XIV, 2. (1906) **Ludw. Keller,** Die heiligen Zahlen und die Symbolik der Katakomben. 38 S. 1,— M

XV, 1. (1907) **Ludw. Keller,** Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Großen. 28 S. 0,50 M

XV, 2. (1907) **Ludw. Keller,** Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick am Schlusse des 15. Gesellschaftsjahres. (Vergriffen!) Siehe XVI, 1.

XV, 3. (1907) **G. Fritz,** Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung 1902—1907. (Vergriffen!) Siehe XVI, 4.

XVI, 1. (1908) **Ludw. Keller,** Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick am Schlusse des 15. Gesellschaftsjahres. Vierte durchgesehene Auflage. 42 S. 0,75 M

XVI, 2. (1908) **D. Bischoff,** Die soziale Frage im Lichte des Humanitätsgedankens. Vortrag, gehalten am 3. Nov. 1907 zu Berlin in der Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft. 38 S. 0,75 M

XVI, 3. (1908) **Ludw. Keller,** Die Großloge Indissolubilis und andere Großlogen-Systeme des 16., 17. u. 18. Jahrhunderts. 36 S. 0,60 M

XVI, 4. (1908) **G. Fritz,** Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung. Zweite durchgesehene Auflage. 22 S. 0,50 M

XVI, 5. (1908) **K. Hesse,** Kulturideale und Volkserziehung. Vortrag, gehalten am 26. Februar 1908 in Berlin. 25 S. 0,60 M

XVII, 1. (1909) **H. Romundt,** Die Wiedergeburt der Philosophie. 14 S. 0,40 M

XVII, 2. (1909) **Ludw. Keller,** Die geistigen Strömungen der Gegenwart und das öffentliche Leben. 14 S. 0,50 M

XVII, 3. (1909) **von Reitzenstein,** Fichtes philosophischer Werdegang. 35 S. 0,75 M

XVII, 4. (1909) **Ludw. Keller,** Die Sozietäten des Humanismus und die Sprachgesellschaften. 60 S. 1,50 M

XVII, 5. (1909) **Ludw. Keller,** Die geistigen Strömungen der Gegenwart und das öffentliche Leben. Zweite Auflage. 14 S. 0,50 M

XVII, 6. (1909) **Ludw. Keller,** Schillers Weltanschauung und seine Stellung in der Entwickelungsgeschichte des Humanismus. Zweite Auflage. 87. S. 1,50 M

XVIII, 1. (1910) **K. Hesse,** Nationale staatsbürgerliche Erziehung. 31 S. 0,75 M

XVIII, 2. (1910) **Ludw. Keller,** Die sozialpädagogischen Erfolge der Comenius-Gesellschaft. 13 S. 0,40 M

XVIII, 3. (1910) **K. Hesse,** Nationale staatsbürgerliche Erziehung. Zweite Auflage. 31 S. 0,75 M

XVIII, 4. (1910) **Ludw. Keller,** Joh. Gottfried Herder. Seine Geistesentwickelung und seine Weltanschauung. Zweite Auflage. 114 S. 1,50 M

XVIII, 5. (1910) **Ludw. Keller,** Die geistigen Strömungen der Gegenwart und das öffentliche Leben. Dritte Auflage. 23 S. 0,50 M

XVIII, 6. (1910) **Ludw. Keller,** Bibel, Winkelmaß und Zirkel. Studien zur Symbolik der Humanitätslehre. 58 S. 1,— M

XIX, 1. (1911) **Ludw. Keller,** Charles Kingsley und die religiös-sozialen Kämpfe in England im 19. Jahrhundert. 20 S. 0,50 M

XIX, 2, (1911) **Anton Sandhagen,** Ideen englischer Volkserziehung und Versuche zu ihrer Verwirklichung. 147 S. 0,75 M

XX, 1. (1912) **Ludw. Keller,** Der deutsche Neuhumanismus und seine geistesgeschichtlichen Wurzeln. Eine kritische Auseinandersetzung. 2. Ausg. 25 S. 0,50 M

XX, 2. (1912) **Ludw. Keller,** Akademien, Logen und Kammern des 17. und 18. Jahrhunderts. Neue Beiträge zur Geistesgeschichte. 37 S. 1,— M
